Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte

Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden

Band: 4 (1993)

Artikel: Rückblick auf mein Leben : Autobiographie eines Pfarrers, Schulmanns, Philanthropen und Lexikographen (1789-1858)

Autor: Carisch, Otto

Kapitel: XIII: Grundsätze und Erfahrungen in meiner Amtswirksamkeit zu Puschlav

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939151

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sein guter Geist mache Wohnung in ihren Herzen und führe sie auf ebner Bahn!» Auch jetzt wüßte ich für die noch lebenden nichts besseres, als diesen Wunsch zu bestätigen oder sagen: Amen.

XIII. Grundsätze und Erfahrungen in meiner Amtswirksamkeit zu Puschlav

1. Predigen

Bei aller Hochachtung und Verehrung, die der Prediger für das göttliche Wort haben muß, dünkt es mich, daß auch etwas anderes nie aus dem Auge gelassen werden dürfe, wenn die Predigt, ja das göttliche Wort selbst, wirksam werden soll: ich meine die schuldige Rücksicht auf die Bildungsstufe, Denkweise und Gemüthsverfassung der Zuhörer oder, kürzer zu sagen, auf die *menschliche Natur*, wie der Prediger sie an *dem Orte* und *unter den gegebenen Umständen* erkennen kann oder voraussetzen muß.

Bei solchem Verfahren werden die Predigten entstehen, die ich am liebsten als *psychologische* bezeichnen möchte und von denen ich glaube, daß sie im Ganzen, wenn der Prediger seinen Lehrstoff zu individualisiren versteht, die fruchtbarsten und erbaulichsten werden. Es ist wahr, nicht alle Zuhörer werden Lust haben und sich die Mühe nehmen, denselben aufmerksam zu folgen; für diejenigen aber, die dessen fähig sind, werden sie ansprechend, anregend und von nachhaltiger Wirkung sein.

Dieser psychologischen Predigtweise gegenüber sind mir zweierlei besonders aufgefallen:

a) Diejenige, welche sich vorzugsweis in genialer Auffassung des Hauptsatzes, in Anbringung schlagender Wörter und Bilder sowie in blumenreicher Schildrung einzelner Theile des Ganzen gefällt. Bei einer zahlreichen Classe von Zuhörern machen dergleichen Predigten das meiste Glück; ich zähle aber diese Zuhörer im Allgemeinen nicht zu den besten, wiewohl einzelne von ihnen doch gerade auf diese Weise am sichersten angeregt werden mögen.

b) Die *orthodox dogmatische,* die sich besonders in Lobpreisung Gottes, des Heilandes Jesu Christi und in *beredter, plastischer Schildrung der Sündhaftigkeit und Nichtswürdigkeit der Menschen* gefällt und ergeht. Es ist nicht zu leugnen, daß solche Predigten, von einem lebhaften Mann vorgetragen, die geeignetsten sind, eine Classe von Zuhörern tief zu rühren

und hinzureißen. Dagegen besorge ich, daß sie viele andere nur um so mehr in ihrer Heuchelei bestärken und nicht nur nicht dazu beitragen, sie zur Rückkehr von ihrer Unsittlichkeit zu bestimmen, sondern sie sogar in dieser einwiegen dürften. Nach meiner Erfahrung sind diese Art von Predigten der Mehrzahl der Zuhörer in unserer Zeit nicht nur von Herzen zuwider, sondern auch mehr geeignet, Aerger und Widerwillen als reuige Erkenntnis ihres Seelenzustandes und Sehnsucht nach Erlösung zu erwecken, sie zur Umkehr anzutreiben. Vielfache Wahrnehmungen dieser Art habe ich gerade an solchen gemacht, die ich weder zu den Unsittlichen noch zu den Unfrommen zählen konnte und die mir im Gegentheil für das Bessere sehr empfänglich und nach dem Heil begierig schienen.

Auch ich bin überzeugt, daß man die Sünde den Menschen nie ernst genug vorhalten könne und eben an der Sünde die Schwachheit und Gebrechlichkeit unserer Natur zeigen müsse; ferner, daß nur aus dieser Erkenntnis das Bedürfnis nach dem Erlöser und die rechte Liebe zu ihm hervorgehe, aber eben so fest bin ich überzeugt, daß dieses auf sichrere Weise und mit weit besserem Erfolge erzielt werde, wenn wir das Gute, wozu die menschliche Natur bestimmt ist und wozu der himmlische Vater sie mit so herrlichen Kräften ausgestattet hat, anschaulich zu machen suchen, und die Sünde dann als den Mangel, als die Entartung vor die Seele führen – als die Verfinstrung jenes wunderbaren Lichtes, als die Verdunklung des Ebenbildes Gottes, nach welchem wir erschaffen sind und dessen Eigenschaften alle sich auch in uns bis zu einem gewissen Grade offenbaren können und offenbaren sollten. – Ich meine, die Erkenntnis und der Abscheu vor der Sünde müsse auf diese Weise weit lebendiger und das Gefühl und die Anerkennung der Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit unserer Natur viel inniger und fruchtbarer werden als durch bloße noch so pathetische Schildrung der Sünde an und für sich. Eben auf diese Weise finde ich aber auch den Weg und die Liebe zum Erlöser am besten angebahnt.

Wird das Auge geschärft für's Gute, wie es sich in jedem Menschen mehr oder weniger offenbaret, aber auch in jedem Menschen und oft auf die abschreckendste Weise verdunkelt und in finstere Sünde verkehrt erscheint, dringt das Gefühl hervor und erstarket, daß man das Gute lieben und das Böse verabscheuen müsse; lernen wir dann *den* kennen, der nicht nur das gewöhnliche menschliche Gute in weit höherem Grade besaß, sondern auch von allem Bösen frei war, wie sollten wir uns da nicht freuen, ihn mit höherer Liebe lieben und endlich auch erkennen, daß das Gebot: Gott über Alles zu lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe, durchaus kein bloß willkürlich aufgestelltes,

sondern ein aus der Natur der Sache, aus innerer Nothwendigkeit hervorgehendes Gebot ist, dem wir uns nicht entziehen könnten, wenn wir es auch wollten, sobald die Liebe zum Guten in unserm Herzen angefacht ist und wir wie in der Erkenntnis des Vollkommenen auch in der Liebe zu demselben fortschreiten.

Bei alledem sehe ich wohl ein, daß, weil die Denk- und Sinnesweise der Menschen so mannigfaltig und verschieden ist, auch die Lehr- und Predigtweise eine verschiedene sein muß, wenn das Reich Gottes vollständig angebahnt werden soll. Ich ehre daher auch jeden Prediger, von dem ich die Ueberzeugung gewinnen kann, daß, *was* er sage und *wie* er's sage, seiner Natur analog sei und ihm aus vollem Herzen komme. – Ein sehr entscheidender Maßstab hierfür war aber für mich immer besonders die Art, wie er die Liturgie liest und das Vaterunser betet.

Was die Predigten, die mir nicht zusagen, betrifft, so theile ich sie, aus einem anderen Gesichtspuncte betrachtet, in *zu hohe* und *zu niedrige* ein. Zu den letzteren zähle ich diejenigen, welche sich nur in allgemeinen durchgängig bekannten Begriffen und Lehren bewegen, seien sie auch mehr supernaturalistischer oder mehr rationalistischer Art. Daß die Tugend im allgemeinen und jede einzelne für sich gut und Pflicht, die Sünde bös, strafwürdig und zu meiden, daß Gott gerecht, allmächtig, gütig, der Erlöser zu unserem Heile gesandt sei, daß er gelitten und gestorben zu unserer Erlösung, daß wir ihm folgen, Gott verehren und ihm vertrauen sollen und dergleichen, wem wäre das nicht hinreichend bekannt? Und doch, wie viele Prediger ergehen sich nicht lediglich hierin, ohne irgend einen neuen, eigenthümlichen Gedanken oder eine anregende Zusammenstellung zu bieten! Solche Predigten erscheinen mir als *zu niedere*, und sich in solchen zu gefallen ist die Gefahr, welcher vorzugsweis ältere Geistliche ausgesetzt sind.

Zu hoch nenne ich aber Predigten, wie sie gewöhnlich von heimkehrenden Studenten und Hochstudirten überhaupt gehalten werden. Sie bewegen sich meist in den Formen ihrer philosophischen Schule oder ihrer theologischen Systeme und werden daher der größeren Zahl der Zuhörer, wenn nicht durchaus unverständlich, doch unerbaulich und dieses je länger je mehr.

Dieser doppelten Gefahr zu entgehen, ist es wohl von der größten Wichtigkeit, daß der Pfarrer sich lebendig bewußt bleibe, daß der Geistliche für die Gemeinde da ist, nicht die Gemeinde zur Anhörung von wissenschaftlichen oder rhetorischen Redeproben und Uebungen des Pfarrers. *Kenntnis des intellectuellen, sittlichen und religiösen Zustandes seiner Gemeinde ist dasjenige, was dem Pfarrer als Grundlage zu er-*

baulichen Predigten noth thut. Wird das der Gegenstand seines Nachdenkens und Forschens, belebt ihn das innige Verlangen, jedesmal, wenn er auf die Kanzel zu treten hat, seine Gemeinde zu erbauen und im christlichen Leben zu fordern, so ist auch der Hauptbestimmungsgrund für die Wahl seines Themas und Textes jedesmal schon gegeben. Ich meine: er wird jede Predigt besonders darauf anlegen:

a) entweder eine christlich religiöse Wahrheit, die von seinen Zuhörern noch nicht genug erwogen wird, zu unbeachtet bleibt, aus diesem Dunkel hervorzuziehen und ihnen tiefer zu Gemüthe zu führen, wodurch er eine *verbreitende Thätigkeit* in der Kirche übt, oder der Prediger wird es darauf anlegen,

b) eine durch Unwissenheit und Aberglaube entstellte, mißverstandene christliche Wahrheit näher zu beleuchten, in ihrer Reinheit und Klarheit herauszustellen und auf diese Weise eine *reinigende Thätigkeit* in der Kirche üben. Und es ist wohl dieses, was in unserer Zeit besonders noth thut, geschieht es nach den echten Regeln der Logik und Rhetorik. Hiermit meine ich nur, von der unter den Zuhörern gewöhnlichen Auffassungsweise der betreffenden Lehre ausgehend; dann zur Nachweisung des Unhaltbaren, Unrichtigen, vielleicht Verkehrten und Unchristlichen dieser Auffassung übergehend und diesem Negativen dann das Positive – das Rechte, Wahre und Fruchtbringende dieses Lehrsatzes anfügend: so wird eine solche geistliche Rede für den größten Theil der Zuhörer wohl nur selten unerbaulich oder fruchtlos bleiben. Und wie viele Lehren des Christenthumes, oder welche von seinen Hauptsätzen, könnten nicht nach dieser Verfahrungsweise behandelt werden! Darin liegt wohl auch die Macht und der Zauber, welcher z.B. Schleiermachers Predigten[343] auf so viele üben. Der Zuhörer wird zuerst gleichsam genöthigt, sich seine Ansicht, seinen Glauben über den betreffenden Glaubenssatz zu vergegenwärtigen und sich desselben klar bewußt zu werden, und das ist für ihn immer eine Befriedigung, eine Freude. Dann sieht er sich aber auch gleichsam genöthigt, seinen Posten zu vertheidigen, also selbstthätig zur Rettung seiner Meinung in die Schranken zu treten, und wenn er nur die Wahrheit liebt, was wir doch bei jedem Christen voraussetzen müssen, so wird es ihm am Ende, wenn er eines anderen belehrt wird, keine geringere Freude sein, sich besiegt zu sehen, als das Feld zu behaupten. Jedenfalls wird ein solcher Kampf für ihn anregend sein, das eigene Nachdenken wecken, ihn aus der gewöhnlichen Indolenz und Lethargie – dem vielleicht allgemeinsten und verderblichsten Uebel unserer protestantischen Kirche – aufrütteln. Denn es gibt nichts Traurigeres als die entsetzliche Langeweile und Passivität, in der wir so oft die Zuhörerschaft

einer protestantischen Kirche so unverkennbar versunken erblicken, und hieran haben unstreitig die Prediger selbst die Hauptschuld: Ich habe so oft Predigten gehört, gegen deren Vortrag, Christlichkeit und Wichtigkeit ihres Inhaltes ich durchaus nichts einzuwenden hatte und von denen ich mir doch sagen mußte – was man auch an der Theilnahmlosigkeit der Zuhörer deutlich genug sah –, daß sie nicht zu Herzen drangen, nicht erbaueten. Warum nicht? Nur weil sie sich bloß in abstracten Begriffen bewegten, ohne diese durch concrete Fälle und Erfahrungen, wie jeder Zuhörer sie gewiß auch schon gemacht hatte, zu individualisiren, wodurch allein wahre Theilnahme und selbstthätiges Nachdenken geweckt wird.

Nur daraus erkläre ich mir die ziemlich durchgängige Erfahrung, daß Casualpredigten, zumal Censurpredigten, am meisten erbauen, wenn sie auch nur einigermaßen erträglich sind.

Am meisten entscheidet aber allerdings der Umstand, daß der Prediger von seinem Gegenstande recht durchdrungen und es ihm heiliger Ernst sei, seine Predigt nicht nur zu absolviren, sondern die ihm vorschwebende Wahrheit lebendig und nachhaltig in die Gemüther seiner Zuhörer überzutragen. Denn

«Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!»
...

Und wie Goethe weiter eben so wahr sagt:

«Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Wirbelwind,
der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.»

Man ist aber, dieß ist eine Erfahrung, die sich in meinem Pfarrdienste oft wiederholt hat, nicht immer gleich aufgelegt und zuweilen aller Begeisterungsfähigkeit baar und bloß. Dieß begegnete mir am leichtesten, wenn am Sonntag Morgen verdrüßliche Geschäfte oder häusliche Unannehmlichkeiten, überhaupt Störungen dazwischen kamen. Diese bösen Geister zu bannen, habe ich dann zweierlei Mittel angewandt, die ihre gute Wirkung nur selten versagt haben: ich nahm entweder Schleiermacher's Predigten oder das Evangelium Johannes her und las mir das erste beste Stück laut daraus vor und in Folge dessen hatte ich oft das Glück, die gewünschte Stimmung vor dem Eintritte in die Kirche wiederkehren zu sehen.

Umständliche Parentationen bei Leichenpredigten zu halten war in Puschlav nicht Sitte, und Lobsprüche oder harte Urtheile über die Hingeschiedenen auszusprechen, war meinem sittlichen Gefühl zuwider. Die Todten stehen ja schon vor dem höheren Richter, und billig können wir ihm das Urtheil über sie überlassen. Wir sollen das um so mehr, weil wir durch das unsrige schwerlich jemanden bessern, gewiß aber durch solche Aburtheilungen die Anverwandten beleidigen, zum Zorne reitzen und gewissermaßen an den Pranger stellen. Ganz gleichgültig darf aber der Prediger eben so wenig sein; die Gerechtigkeit fordert auch hier, einen Unterschied zu machen. Mit welchem Geschick oder Ungeschick dieß von mir geschehen sei, muß ich andern überlassen; grundsätzlich aber verfuhr ich so, daß ich das Gute oder Böse, welches von den betreffenden Personen hervorgehoben werden sollte, möglichst generalisirte, dieses Allgemeine aber so theilte, daß verschiedene coordinirte und subordinirte Arten desselben Guten und Bösen mit ihren Gegensätzen durchgeführt wurden. So ergab sich dann eine Behandlung des Guten und Bösen, die nicht allein die Todten, sondern sehr verschiedene von den Lebenden betraf, und so blieb denn jedem überlassen, welche Anwendung er davon auf's Allgemeine und auf's Einzelne machen wollte.

Wo Grabreden üblich sind, und ich wünschte, daß sie überall üblich wären, hat der Prediger eine treffliche Gelegenheit, tröstend und bessernd zum Gemüthe zu sprechen, und daher sollte er eine ganz besondere Sorgfalt auf die Abfassung derselben verwenden. Nirgends ist der Boden für den Samen des göttlichen Wortes gelockerter und empfänglicher, nirgends dringt dieser in der Regel tiefer und treibt sicherer Frucht.

Unter die mir selbst bewußten natürlichen Mängel als Prediger muß ich, was mich betrifft, zählen, daß ich eine schwache Stimme habe und zu leicht gerührt werde, was in einzelnen Fällen wirklich störend wird. Als sittlichen Mangel und Fehler bedauere ich, daß ich nicht lange genug meine Predigten ganz geschrieben, sie nie vollkommen ausgearbeitet und streng nach dem Concepte auswendig gelernt habe.

2. Religions-Unterricht und Kinderlehre

Nach der hergebrachten Gewohnheit bestanden beide vorzüglich im Auswendiglernen und Hersagen des Katechismus. Daß die oben rücksichtlich des Predigens angeführten Grundsätze – Hervorziehen und Belebung religiöser Wahrheiten, wo sie mir allzusehr zurückgedrängt oder durch Vorurtheile und Aberglauben verunreinigt schienen – auch für den

Religionsunterricht in Kirche und Schule maßgebend und leitend werden mußten, ist wohl natürlich. Hierzu wollten mir aber die vorhandenen Lesebücher nicht sehr geeignet scheinen. Das moralische Element war in diesen, wie in den Religionsbüchern der älteren Zeit im allgemeinen und Einzelnen nicht genug berücksichtigt, und das Religiöse dünkte mich der Läuterung vielfältig zu bedürfen. Ich legte mir daher einen eigenen Plan zu diesem Unterrichte an und verfolgte denselben ohne Leitfaden, überzeugte mich aber bald, daß dieß auch große Inconvenienzen hatte. Der gedruckte Leitfaden bei'm Religionsunterricht wirkt auf zwei Sinne, auf Auge und Ohr, und ist ein guter Anknüpfungs- und Haltpunct für's Gedächtnis. Ich hoffte, Besseres schaffen zu können, und übersetzte die Biblische Geschichte und später auch den Katechismus von Hebel[344] in's Italienische. Beide, besonders erstere, waren in sprachlicher Beziehung sehr unvollkommene Werke; indeß zu jener Zeit thaten sie wohl vielen verdankenswerthe Dienste. Zum wörtlichen Auswendiglernen der Geschichten und des Katechismus habe ich aber die Schüler nie angehalten und deßwegen auch keinerlei Anfechtung Seitens der Behörde gehabt. Was auswendig gelernt wurde, waren einzelne Bibelsprüche – nicht alle – auch diese aber erst, nachdem die Fragen und sie selbst erklärt waren. Erst wenn das Gemüth der Schüler religiös angeregt und bewegt, ich möchte sagen, die rechte Fassung, der Rahmen vorbereitet ist, macht der Bibelspruch als das trefflichste Gemälde seinen höchsten Eindruck. Er wird dann nicht nur für spätere Zeit – für's Alter – gelernt, sondern für die Gegenwart, [und so] auf leichtere Weise und bleibt auch für die Zukunft am sichersten unverloren.

Die Kinderlehre in der Kirche und die Religionsstunden in der Schule waren auch im Ganzen meine liebsten Amtsfunktionen. Auch haben mir fromme Bauern bekannt, daß sie im Grunde in der Kinderlehre mehr Erbauung fänden als in der Predigt, und es war eine meiner niederschlagendsten Erfahrungen, daß gerade einzelne Lehrer, U. Olgiati und P. Pozzi[345], die Pflicht zu lästig fanden, die Schüler in corpore in die Kinderlehre zu begleiten. – In den Religionsstunden und in der Kinderlehre habe ich durchgängig Freude gehabt, ganz besonders aber an den Mädchen, deren viele, viele aus allen Jahren vorzüglich durch ihre Theilnahme am Religionsunterricht und der Confirmation mir bis auf diesen Tag theuer geblieben sind. Es gereichte mir auch zu nicht geringem Vergnügen, wenn sie mich meistens mit *Scior Maestro* begrüßten und diesen Namen auch in späteren Jahren beibehielten, wenn ich nach Puschlav kam, und nicht zugeben wollten, daß ich sie Sie nenne.

Die feierlichste Funktion war aber nicht nur für mich, sondern auch für weitaus den größten Theil der Bevölkerung unstreitig die Confirmation der Katechumenen am Charfreitag. Kraft der trefflichen Presbyterialverfassung der reformirten Kirche von Puschlav ist daselbst das gesetzliche Alter für die Confirmation nach erfülltem sechzehnten Jahre festgesetzt, und es ist nicht selten geschehen, daß gute Familien wünschten, daß ihre Söhne und Töchter noch ein Jahr länger damit warten sollten. Für solche, die die Gemeindeschule ein Jahr versäumten, wurde gesetzlich angenommen, daß sie ein Jahr später zum heiligen Abendmahle zugelassen würden.

Den Confirmandenunterricht beschränkte ich auf eine allgemeine kurze Wiederholung der christlichen Lehre nach dem Leitfaden des Katechismus und auf die vollständige Erklärung des Capitels «von der Kirche», welches in dem gewöhnlichen Religionsunterrichte auf der Seite gelassen wurde.

Für die Prüfung der Confirmanden versammelte sich der Kirchenrath am Donnerstag nach der Predigt eigens im Schulhause, und dazu wurden während meiner Amtsführung auch die Eltern und Pathen der Confirmanden eingeladen. Nach vollendetem Examen wurde vom Collegium – und nöthigenfalls auch mit Berathung der Eltern und Pathen – über Aufnahme oder Nichtaufnahme der Betreffenden entschieden. Nur einmal ist es mir begegnet, daß ein Knabe, der nicht einmal das gesetzliche Alter hatte, gegen meinen bestimmt ausgesprochenen Willen zugelassen wurde. – Es ist ein eben so allgemeiner wie verderblicher Gebrauch in Puschlav und im Engadin, daß die Knaben confirmirt werden sollen, ehe sie in's Ausland gehen[346], wenn sie auch weder das gesetzliche Alter noch die geistige Reife dazu erreicht haben. Gegen diesen Mißbrauch habe ich mich immer auf das entschiedenste erklärt, und in der That, was ist das anders, als diese wichtige kirchliche Handlung dem materiellen Nutzen auf unverantwortliche Weise hintenan setzen, und in den Augen der Confirmanden selbst die Confirmation als eine mehr äußere Ceremonie, als ein opus operatum erscheinen zu lassen? Es gehört gewiß in der Regel schon ein reiferes Alter dazu, den Religionsunterricht überhaupt und die Wichtigkeit gerade dieses Aktes gehörig zu fassen und der Seele einzuprägen, als daß man sich berechtigt glauben dürfe, damit zu eilen, und ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, mit Freuden zu beobachten, wie weit fruchtbarer Religions- und Confirmandenunterricht für diejenigen wurden, die ein Jahr später confirmirt wurden, als das Gesetz es zugegeben hätte. Weit besser also, daß junge Knaben unconfirmirt als zu unreif confirmirt in's Ausland gehen; denn im letzteren Falle sind die leichtsinnigen [unter ihnen] in Gefahr, sich von da an nur um so

weniger um die Religion zu bekümmern, während sie sonst daran denken müssen, daß ihnen noch etwas Wichtiges fehle, und sie später nach den Erfahrungen, die sie gemacht, vermuthlich nur um so empfänglicher für die Belehrungen des Christenthums durch einen tüchtigen und gemüthlichen Pfarrer werden.

Zu der Confirmation – und das schon war mir jedesmal rührend – versammelten sich die Catechumenen mit ihren Eltern und Pathen bei'm Schulhause und das Collegium im Pfarrhause, von wo aus der Zug nach der Kirche ging, der Kirchenrath paarweis voran, dann folgten ebenso die Confirmanden und zuletzt die Eltern und Pathen, und bei der weichmüthigen Bevölkerung von Puschlav blieb denn auch bei der Einsegnung dieser jungen Christen meist wohl kaum ein Auge ohne Thränen.

Auch das wurde Gegenstand meiner Sorge, daß die Catechumenen zwar reinlich und anständig, aber nicht in auffallendem Putz irgend einer Art erschienen. Ebenso war es mir höchst widerwärtig, wenn Frauen in goldenen Ketten und mit Diamantringen bei'm heiligen Abendmahl erschienen, wogegen ich es natürlich und löblich fand, wenn die einfachen Bauersfrauen ihr Brautkleid zu dieser Feier anlegten und ihren schwersten goldenen Brautring trugen.

Auch ich habe den Confirmanden den kleinen Denkspruch, den ich bei ihrer Einsegnung gesprochen, schriftlich gegeben, später aber erst zu Hause, weil dieß mechanische Geschäft mir störend für die Feier und Andacht schien; selbst dann aber nur auf einem unbemalten kleinen, weißen Papier, und es stimmt mit meinem Geschmacke immer noch keinesweges überein, wenn ich diese Denksprüche bisweilen nicht bloß mit Lithographien und Malereien umgeben, sondern selbst in Rahmen gefaßt an der Wand der Wohnstuben aufgehängt sehen muß. Eine Freude war es für mich aber allerdings, als einer meiner Catechumenen mir noch nach vielen Jahren den ihm von mir gegebenen Denkspruch auf seiner Carte gedruckt vorzeigte. –

3. Wochengebete oder allgemeine Gebete

Obwohl ich dasjenige allgemeine Gebet, welches ich verlas, selbst ausgearbeitet – es ist später auch in die gedruckte Liturgie übergegangen und kann durch Auslassung oder Wechsel in den Fürbitten leicht abgekürzt werden –, habe ich mich doch nicht überzeugen können, daß die Erbauung durch derartigen Gottesdienst sehr gefördert werde. Hätte ich wieder eine Pfarrstelle zu übernehmen, so würde ich statt dieser allgemeinen Gebete

durchaus etwas anderes, fruchtbareres einzuführen suchen. Von allen Funktionen unseres Cultus halte ich das allgemeine Gebet, bloß aus einer Liturgie vorgelesen, für die unfruchtbarste.

4. Krankenbesuche

Ich kann bei einer gewissen Voraussetzung Geistliche auch ehren, die diesen Theil der Seelsorge zu einem Hauptgeschäfte machen: Ich selbst konnte es nicht. Es leistet dem Aberglauben zu viel Vorschub, ist für viele zu sehr der Rest katholischen Aberglaubens; an ihrem Orte dagegen und zur rechten Zeit sind diese Besuche unstreitig sehr wohlthätig. An ihrem Orte nenne ich sie aber da, wo der Geistliche die Ueberzeugung hat, durch sein Erscheinen dem Kranken Trost und Erleichtrung zu bringen oder ihn zur Reue und Bessrung veranlassen zu können, namentlich wenn der Kranke den Beistand seines Seelsorgers wünscht, Bedürfnis danach fühlt und man Segen für seinen Zustand davon hoffen darf. Keine allgemeine Regel, sondern meine diesfällige Ueberzeugung vom Seelenzustande des Kranken wurde hierbei für mich maßgebend. Das erstemal ließ ich mich rufen, von da an kam ich zuweilen auch ungerufen; doch wurden bei meiner Ansicht von der Sache diese Besuche nie zahlreich.

Die Sitte, daß, wenn der Pfarrer zu einem Kranken geht, auch Verwandte, Nachbarn und Freunde dahin kommen, hat Puschlav mit anderen reformirten Gemeinden Bünden's überein, eigenthümlich ist ihm aber meines Wissens die Sitte, daß dort während des Gebetes am Krankenbette der Pfarrer und die Zuhörer niederknien. Der erste Eindruck, den ich davon hatte, war für mich eher unangenehm und befremdend; es schien mir darin Katholisches zurück geblieben zu sein. Diese Ansicht trat aber nachher immer mehr zurück, und ich gestehe, daß mir diese Sitte später sehr lieb und anziehend wurde. Sie hat etwas Demüthiges, Ergreifendes und erleichtert gar sehr die Erbauung. Ich würde sie an einem Orte, wo ihre Beibehaltung vielleicht Anstoß gäbe, sicher vermissen.

Ein Zweites, was ich von Puschlav aus überall hin verbreiten möchte, ist der Anfang des Gebetes, den ich, wie schon früher gesagt, in der alten italienischen Liturgie gefunden und mir sogleich angeeignet habe. Er lautet: «Der Herr sei mit seiner Gnade und mit seiner Barmherzigkeit über diesem Hause und diesem unserem Mitbruder (dieser unserer Mitschwester) in Christo Jesu. Amen.» Diese Anrede, mit Rührung gesprochen, scheint mir sehr geeignet, alle Schleusen der Phantasie und des Herzens zu öffnen, und wenn noch ein paar Accorde auf den Saiten

des Lebens des Kranken mit einiger Kraft und Geschick angeschlagen werden, so ist die Rührung unausbleiblich und damit der Weg zu Trost und Beßrung geöffnet. Wo meine Besuche vorzüglich auf letztere hinwirken sollten, war meine Einleitung ebenfalls stereotyp: «Habt Ihr jemanden, dem Ihr noch Unrecht oder Beleidigungen zu verzeihen habt, oder jemanden, der Euch Unrecht und Beleidigungen zu vergeben hat und mit dem Ihr Euch noch aussöhnen möchtet und solltet?» Ich könnte nicht sagen, daß mir in Folge dieser Fragen wichtige Eröffnungen gemacht worden wären; ein solcher Zuspruch blieb aber doch nicht ohne Wirkung. Jedenfalls wüßte ich nicht, was man Sterbenden sonst Wichtigeres zu Gemüthe führen könnte: Gnade und Vergebung Gottes ist, was uns allen am meisten Noth thut und wir alle, Lebende und Sterbende, am meisten wünschen müssen. Würde das klarere Wort Jesu Christi, statt des dunkleren der Schrift, häufiger und nachdrücklicher vorgehalten: «So Ihr euerem Nächsten seine Fehler vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben, und so Ihr euerem Nächsten seine Fehler nicht vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch nicht vergeben.» Ich sage, würde das geschehen, so würden vielleicht im Leben und auf dem Sterbebette leichter und mehr Fehler vergeben werden, und auch der Trost würde nicht geringer sein als nur durch Vorhalten der Gnade in Jesu Christo.

5. Wirksamkeit durch geselligen Umgang

Die gemeinen Künste, sich Popularität zu erwerben, sind meinem Character wie meinen sittlichen Grundsätzen gleich sehr zuwider. Nie hat sich einer meiner Zuhörer in öffentlichen oder Privatangelegenheiten um Rath oder Auskunft an mich gewendet, ohne daß ich ihm gern, von ganzem Herzen und nach bestem Wissen und Gewissen entgegengekommen wäre und seinen Wünschen entsprochen hätte. Allein bei jeder Begegnung still zu stehen und mit einem Jeden auf alltägliche und gewöhnlich nichtssagende Dinge einzutreten war nicht meine Sache. Ich mußte daher auch schon die Klage vernehmen: «Quel Scior Ministro va sempre con tanta pressa, che non si rischia di dirgli una parola.» Auf Reisen dagegen ging ich gern mit jedem Bauer zusammen, und es war mir Genuß, mich mit ihm über mancherlei zu unterhalten. Wir Romanischen bezeichnen einen sittlich oder religiös ernst strebenden Mann mit dem Ausdruck «in hum da bien discuors» (ein Mann von guter Unterhaltung), und hierin mag allerdings der Hauptunterschied zwischen dem sittlich

ernsten und dem frivolen Menschen am unverkennbarsten hervortreten. Wie durch innere Nothwendigkeit getrieben, wird der bessere Mensch überall für's Gute das Wort sprechen, während sich der frivole in Gemeinheiten ergeht und in Wort und Miene den Unrath des Herzens zu erkennen gibt. In dem Grade, wie mir jede gemeine Gesellschaft und Unterhaltung unerträglich wird, ist mir die gesunde, heitere und für etwas Höheres gestimmte theuer. Diese Stimmung zu fördern oder hervorzurufen war denn auch ein Hauptbestreben in allen meinen geselligen Verbindungen. Die Puschlaver sind ein lebhaftes, heiteres, gastfreundliches Völkchen und gesellige Zusammenkünfte bei ihnen sehr an der Tagesordnung. Da gibt es mancherlei Schmausereien – Familiengastmahle, Neujahrsgastereien, «merende dei consoli del Podesta» u.s.w., und dazu wurde dann auch der Pfarrer oft gezogen. Er nahm auch gern Antheil daran, aber gewiß weniger wegen der Freude an gutem Essen und Trinken als wegen der herrlichen, unbezahlbaren Stimmung, welche sich, wenn er neben Personen zu sitzen kam, die ihm lieb oder achtungswerth waren, regelmäßig bei ihm einstellte. Bei solcher Stimmung ist dann der Uebergang zu ernsten Dingen bei wohlgearteten Seelen leicht und natürlich, und die Herzen sind dabei auch für das Gute empfänglicher. Solche Gelegenheiten für's Bessere zu benutzen, habe ich mir stets angelegen sein lassen. In Puschlav werden die Hochzeiten noch mit einer Predigt gefeiert; allein über das viele, was der Gaumen, die Augen und die Eitelkeit da zu genießen bekommen, darf man kaum hoffen, daß die Predigt große Theilnahme finde. Ich wenigstens glaube, öfters auch in sittlich religiöser Beziehung auf viele Hochzeitsgäste mehr durch die Unterhaltung bei und nach der Mahlzeit gewirkt zu haben. Besonders dürfte dieß bei manchen Bauernhochzeiten der Fall gewesen sein, wo gute, fromme Männer und Frauen waren, die, mit ihrem Pfarrer enger zusammen, ihm ihre Sorgen, Bedenken und Zweifel mittheilen und vertraulich mit ihm darüber sprechen konnten, sich auch nicht scheuten, ihre Ansichten mit Gründen beharrlich zu unterstützen und gegen diejenigen anderer ihre Einwendungen zu machen. Das sei etwas ganz anderes, meinte einer, als in der Kirche, wo nur der Pfarrer sprechen dürfe und alle anderen schweigen müßten. Wie oft habe ich da die Gelegenheit wahrgenommen, nicht sowohl über Tugend und Sünde im Allgemeinen, als über einzelne specielle und zumal über Aberglauben, Mißbräuche und schlechte Sitten zu sprechen, die in der Gemeinde herrschten.

Ich schmeichle mir keinesweges, die gesellige Gabe zu besitzen, welche mit Leichtigkeit und durchgängig die Herzen einnimmt; aber davon bin ich doch überzeugt, daß ich gerade bei solchen Gelegenheiten vielen

meiner Zuhörer näher gekommen bin als durch meine Predigten. Viele andere lernte ich selbst auch erst bei solchen Anlässen genauer kennen und schätzen. Ich preise jeden Geistlichen glücklich, dem die herrliche Gabe eines einnehmenden Umganges in höherem Grade verliehen ist als mir; er hat dadurch ein höchst wirksames Mittel in Händen, durch geselligen Umgang vielleicht nicht weniger wohlthätig zu wirken als durch seine förmliche Amtsthätigkeit.

Nur ein Beispiel der Vertraulichkeit, die zuweilen bei solchen Gastereien herrschte, möge hier angeführt werden. Sie hat mich zu sehr gefreut und ist mir auch für die Folge zu maßgebend geworden, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte.

6. Hochzeiten

Ein Stoff, über den ich mich gern und oft aussprach, war, meinen Zuhörern die Einfachheit zu empfehlen und namentlich auch den Aufwand bei Hochzeiten zu beschränken. Wir waren an der Hochzeit von eher armen Leuten, die Braut war jene Hebamme, die meiner Lina das Leben gerettet und die mir sehr befreundet war. Es war schon lange und viel gegessen worden, und ich schlug daher vor, nun den Spaziergang anzutreten, der jetzt bei solchen Gelegenheiten Sitte geworden war, als die Wirthin rief: «Aber die Fische, es sind noch Fische da!» «Ach, was Fische!» sagte ich, «wir haben genug gegessen », und wollte aufstehen. Da erhob sich ein Oheim der Braut, der gute Maestro Tom. Passin und sagte: «Scior Reverend, tai puo mangiar pesci quand el völ, ogni di a casa sua; ma mi non g'ho minga, e mi mangio ancor bontin un pescin.» Man lachte natürlich über diese Offenherzigkeit, und ich freuete mich auch darüber, und sagte: «Bravo Maestro Tom, avete ragione, scia cò pesc.» So wurden sie dann nicht nur von ihm, sondern auch von anderen «e con amore»genossen, und ich merkte mir von diesem Ereignis für die Zukunft so viel, daß ich kein geeigneter Repräsentant der Hochzeitgenossen in puncto «gastrologia» sein durfte, und überließ von da an den Gastgebern, aufzutragen, was ihnen beliebte.

Was ich für's gesellige Leben und zu seiner Verschönrung mehr oder weniger beizutragen vermocht habe, war zweierlei:

a) Daß sich an den sogenannten Marenden, Nachtessen und Caffehs beide Geschlechter mehr gemeinsam betheiligten, die Gesellschaft also eine gemischte wurde. Die Frauen, wollte es mir scheinen, wenn allein, schwatzen zu viel, ihre Gespräche zerstückeln sich zu sehr und geben

gewöhnlich kein Resultat. Die Männer, wenn allein, gerathen zu leicht auf die Politik, oder wenn sich rohe Elemente unter ihnen vorfinden, die selten fehlen, lassen sie leicht ihre Gespräche in's Frivole hinüber gleiten und reißen Zoten, wobei ebenfalls kein Segen für Verstand und Gemüth entsteht. Die gemischte Gesellschaft, in sofern man bedacht ist, die Unterhaltung auf Dinge zu leiten, die alle interessiren können, ist unstreitig für beide Theile so wie die anregendste, [wie] auch die unterhaltendste, belehrendste. Der Scherz wird leichter und würziger, der Ernst findet in der Regel mehr Theilnahme, und alte Erinnerungen werden lebendiger und nachhaltiger. Daher war ich immer der entschiedenste Freund von gemischten Gesellschaften, machte mir aber auch zur Pflicht, so viel wie möglich dazu beizutragen, daß Heiterkeit und Anstand darin herrsche.

b) Als meine Stiftung betrachte ich auch die Sitte des Spatzierengehens an Hochzeitstagen.

Für Leute, die auf Essen und Trinken nicht einen allzu großen Werth legen, ist ein Hochzeitstag in Puschlav ein schwerer Tag. Vor der Kirche schon wird in dem Hause der Braut zu Caffeh und Schocolade so viel köstliches Backwerk servirt, daß man nur zu sehr versucht ist, sich schon daran für den ganzen Tag satt zu essen. Was wird aber nicht erst nach der Predigt und bei dem Mittagsmahl alles aufgetragen! und das geht so fort bis gegen Abend, so daß dadurch auch dem ärgsten Gourmand zuletzt des Guten zu viel wird. Ich schlug daher vor, bei schönem Wetter gegen vier Uhr einen Spatziergang zu machen, an welchem dann die ganze Gesellschaft, voran der Pfarrer mit der Braut am Arme, Theil nahm, und zwar zum großen Ergötzen der Gäste – weil jeder sich seine Gefährtin nach Wunsche wählen konnte – und der schaulustigen jungen und alten Bevölkrung. Da ging es nach la Rasga oder Privilasc; an einem geeigneten Orte wurde wohl auch ein Lied gesungen, und so kehrte man dann physisch und gemüthlich gestärkt zu Caffeh und Dessert zurück. Man verwunderte sich anfangs allerdings, daß der Pfarrer an solchen Vergnügungen so heiter Theil nahm, freute sich aber doch darüber, und ich habe nicht gefunden, daß dieß auf irgend eine Weise dem pfarrlichen Ansehen Abbruch gethan hätte.

Wieder auf die Hochzeiten zurück zu kommen, muß ich doch dasjenige noch hervorheben, was mir an diesen in Puschlav lobenswerth erscheint und ich auch anderswo eingeführt sehen möchte.

1. Am Abend vor der Verkündigung (dem Aufgebot) gehen Braut und Bräutigam bei'm Zunachten zum Pfarrer, um ihm ihren Wunsch auszudrücken, am folgenden Tage verkündet zu werden. Es ist bei dieser Gele-

genheit, daß der Pfarrer einen sehr geeigneten Anlaß hat, die Sinnesart seiner Leute kennen zu lernen, die sinnlich frivolen und die sittlich ernsten, und mehr vielleicht als in der Predigt, wo das Hochzeitsgepränge das Gemüth zu sehr zerstreut, und mehr als bei der Trauung, wo es zu bewegt ist, wird hier die Gelegenheit geboten, Worte des Ernstes mit Beziehung auf die ihnen eigene Lage an die Brautleute zu richten. Ich habe mir davon immer mehr Wirkung als von den nachfolgenden Functionen versprochen. An jenem Abend empfahl ich ihnen dann auch, ihre Dankbarkeit gegen die Schule durch ein Geschenk an diese zu beweisen, und so kam denn der schöne Fond für die Schulbibliothek zu Stande, den zu stiften, ich bei meiner Hochzeit den Anfang gemacht hatte. An der Hochzeit wird die Braut von zwei ihrer Pathinnen oder in Ermanglung derselben von ihren nächsten Freundinnen, Padoleggie genannt, und der Bräutigam von zwei männlichen Pathen oder Freunden in die Kirche geführt.

2. Bei der Trauung tritt der Pfarrer zuerst vor die kleine Bank, auf welche die Brautleute zu knien haben; dann tritt der Bräutigam ihm gegenüber an diese heran, worauf dann der Vater der Braut oder, wenn dieser fehlt, ihr nächster Verwandter zu ihr hintritt, und sie an die Seite des Bräutigams führt. – Dieß schien mir immer als das schönste Wahrzeichen, daß eine Heirath nur mit Einwilligung der Eltern geschlossen werden solle und daß der Vater die Tochter selbst ihrem Bräutigam zu übergeben habe, indem er dadurch zugleich gleichsam sinnbildlich erklärt, daß er auf seine bisherige Autorität verzichte und nach der christlichen Fordrung die Billigkeit anerkenne, daß die Braut Vater und Mutter verlasse, um fürderhin ihrem Manne anzuhangen.

3. Bei'm Ausgang aus der Kirche, hält die Braut an der Thüre still, worauf dann der Bräutigam zu ihr tritt, sie an der Hand zu dem Pfarrer führt und sie diesem zur Begleitung nach Hause übergibt. An der Thüre des Hauses oder an der Treppe empfängt sie dann die Mutter oder die nächste Verwandte des Bräutigams aus der Hand des Pfarrers, der sie ihr als neue Tochter übergibt und ihrer Liebe empfiehlt. Mit mütterlichem Kusse wird sie empfangen, und diesem Beispiele folgen dann die übrigen Verwandten und Freundinnen. Eine Scene, die, wo Glück zu hoffen war, mich immer sehr bewegt und ergriffen hat.

Zweiter Pfarrer

Zu dem Verdienstlichen, was ich für Puschlav thun konnte, ist unstreitig zu rechnen, daß ich meinen Freund Georg Battaglia[347] als zweiten Pfarrer

dahin zog. Er war mir als Schüler schon durch seinen Fleiß, seine angenehme Persönlichkeit und seinen biedern Character lieb geworden. In Erinnerung, welchen großen Dienst mir Herr Bürgermeister Fr. von Tscharner durch Vorschüsse des nöthigen Geldes zu meinen Studien geleistet hatte, war es mein Vorsatz geworden, ein Gleiches für unbemittelte Studenten zu thun, im Fall ich in Umstände käme, es thun zu können, und hierzu hatte sich mir bei Battaglia während seiner Universitätsjahre Gelegenheit dargeboten, und ich hatte es mit Freuden gethan.Durch den vertraulichen Briefwechsel, der sich dadurch zwischen uns entspann, hatte ich ihn von immer vortheilhafterer Seite kennen gelernt und mich überzeugt, daß er der geeignete Mann zur Hebung der Schule von Puschlav sei und daß durch seine Anstellung und seine Nähe der dortige Aufenthalt auch mir weit angenehmer werden müßte, zumal auch dadurch, daß mir auf diese Weise zuweilen eine zeitweilige Entfernung ermöglichet würde. Ich machte also den Vorschlag, einen zweiten Pfarrer neben mir anzustellen, und zwar in solcher Art, daß wir dann gemeinsam eine Lehrstelle an der Schule übernähmen und uns in den Kirchendienst theilten. Zugleich erbot ich mich, auf zwei Hundert Gulden von meinem auf neun Hundert Gulden festgesetzten Pfarrgehalt zu Gunsten des zweiten Pfarrers zu verzichten, um ihm auf diese Weise mit Ueberlassung des ganzen Lehrergehaltes ein anständiges Einkommen zu sichern. Es mußte jedem klar sein, daß ich dadurch nicht allein meine Einkünfte schmälerte, sondern auch die Mühe sehr vermehrte, und dennoch hielt es schwer, die Zustimmung der Gemeinde oder eigentlich eines Matatoren, der aber großen Einfluß hatte, zu erhalten. Ja, ich erhielt sie erst dann, als ich mich noch verpflichtete, falls der Lehrergehalt nicht hinreiche, um mit den von mir zugesicherten zwei Hundert Gulden Herrn Battaglia fünf Hundert zu sichern, ich das Fehlende aus meiner Kasse ergänzen wolle. Der Mann, der sich meinem Vorschlage besonders entgegen setzte, war Herr Augustin Steffani, Oheim meiner Frau, gegen mich wohlwollend, und der sich wirklich früher und auch in der letzten Zeit große Verdienste um die Kirchgemeinde Puschlav erworben hatte, dennoch aber ein eigensinniger Mann war, den Neuerungen überhaupt abhold und besorgt, daß Jalousien unter den Pfarrern entstehen könnten, die dann zum Nachtheil der Gemeinde ausschlagen und zu Parteiungen in derselben führen würden. Indessen ging die Sache doch durch, Herr Battaglia ging noch ein halbes Jahr nach Italien, um sich im Italienischen zu vervollkommnen, und trat dann als Pfarrer in Puschlav ein. Die Schule erhielt durch ihn einen kaum erwarteten Aufschwung: wir hatten in einem Jahre sieben und zwanzig fremde Schüler; beide Pfarrer wirkten in der schönsten Eintracht

zusammen, verschönerten sich gegenseitig das Leben, und alle Erwartungen, die ich mir von diesem Zusammenwirken versprochen hatte, gingen auf die erfreulichste Weise in Erfüllung. Ohne Sorge konnte ich mich jetzt vom Hause entfernen, was ich auch zu einem Besuche bei meinen Freunden in Bergamo benutzte, wohin ich mich im Jahre 1829 mit meiner Frau, den beiden ältesten Kindern und der Magd auf mehrere Wochen begab, bei welcher Gelegenheit ich ersterer dort und in Mailand viel Schönes zeigen konnte und sich die Freundschaft und Güte der beiden jüngeren Brüder Frizzoni wieder im herrlichsten Lichte zeigte.

Aber schon im Jahre 1830 erhielt Herr Battaglia den Ruf als Professor an die Kantonsschule in Chur, und wie sehr mich auch sein Verlust schmerzte, konnte ich doch nicht übelnehmen, daß er ihn annahm, da er ihm finanzielle Vortheile gewährte und einen schöneren und größeren Wirkungskreis eröffnete. So stand ich denn wieder allein, und die Schule sah sich mehr den Willkürlichkeiten, deren sich einzelne Lehrer schuldig machten, bloßgestellt. Die liebe Erinnerung ist mir indeß geblieben, daß ich meinem Freunde seinen Aufenthalt in Puschlav nicht allein durch den Umgang mit meiner Familie nach Kräften zu verschönern gesucht habe, sondern mir auch ansehnliche Geld[ein]bußen gefallen ließ und daher diesfällige Verleumdungen oder Mißverständnisse mit heiterem Muthe ertragen konnte, in welchen ich, ich weiß nicht auf welche Weise, später selbst einen meiner liebsten Freunde, Herrn Rudolph Ragazzi, befangen sah.

Nach Entfernung des Herrn Battaglia, der auch ferner einer meiner liebsten und geschätztesten Freunde und mir durch traulichen Briefwechsel immer nahe blieb, beschloß die löbliche Deputation – vista la generosità del Signor Reverendo ed il suo interessamento al bene della chiesa – ohne mich auch nur diesfällig darum begrüßt zu haben, mir die zwei Hundert Gulden in der Folge vorzuenthalten. Nicht die Entziehung dieser Summe, sondern diese willkürliche und schonungslose Verfahrungsweise beleidigte mich im Innersten: es wollte mir allzu rücksichtslos scheinen, daß diese Herren die Stirne hatten, den Pfarrergehalt so mir nichts, dir nichts um zwei Hundert Gulden zu schmälern, ohne daß ihnen eingefallen wäre, wenn ein Opfer zu Gunsten der Kirche zu bringen nöthig, auch in die eigene Tasche zu greifen.

Evangelischer Schulverein [348]

Von einer Wirksamkeit in weiteren Kreisen während dieses meines Aufenthaltes in Puschlav ist wenig zu sagen. Mit besonderer Freude habe ich mich immer der Gründung des evangelischen Schulvereines erinnert, zu welchem ich den Grundstein durch eine Auffordrung, die ich im Churer Wochenblatte im Mai 1827[349] veröffentlichte, gelegt habe. Es zeigte sich auch hier, wie leicht das Gute ausführbar ist und gelingt, wenn das Bedürfnis danach lebendig geworden und Empfänglichkeit dafür vorhanden ist, wie man sich dagegen vergebens abmüht und Zeit und Geld verschwendet, wenn man von einem regen Streben angetrieben wird, da etwas Gutes durchzusetzen, wo für dieses Gute die angemessene Zeit noch nicht gekommen ist. Wohl mit Recht macht der Erlöser seine Zeitgenossen tadelnd darauf aufmerksam, daß sie die Zeichen der Zeit nicht erkennen.

Obengenannte kurze und schlichte Auffordrung zur Gründung eines Schulvereins reichte hin, um denselben kurz nachher an der Synode zu Thusis in's Leben zu rufen und eine Wirksamkeit für's Schulwesen in Bünden zu eröffnen, die sich mit gutem Rechte allgemeine Anerkennung erwarb. Drei und sechzig Mitglieder traten gleich bei der ersten Unterzeichnung diesem Vereine bei, und ihre Zahl vermehrte sich von Jahr zu Jahre. Es ist nicht nöthig, die Leistungen dieses Vereines auch bei sehr geringen Mitteln zu beschreiben, da seine Berichte von 1827 bis 1852[350] im Drucke erschienen sind. Aber mein tiefes Bedauern muß ich auch hier aussprechen, daß der nachher eingeführte Erziehungsrath die Wirksamkeit dieses Vereines so sehr beschränkte, ohne sich die Grundsätze desselben anzueignen und von ihm dasjenige zu lernen, was zu lernen so nahe gelegen hätte, ich meine die Kunst, mit geringen Mitteln vieles zu leisten. Denn da geschah gerade das Gegentheil. An die Stelle der unbezahlten Schulinspectionen traten unter dem Schulrathe Inspectionen ein, die mit schwerem Gelde bezahlt wurden und im Allgemeinen nicht besser waren; die alten Vereinsschulbücher wurden durch andere, gewiß nicht immer bessere verdrängt, die mit bedeutenden Honoraren angefertigt und so wohlfeil gegeben wurden, daß die Schulcasse starke Einbußen erlitt; die unter dem Schulverein eingeführten Schulprämien, welche von diesem nur armen, kleinen Gemeinden verabreicht wurden, wenn sie sich auch ihrerseits Behufs der Schule gehörig anstrengten, wurden auch fürderhin vom Erziehungsrathe ausgetheilt – aber nicht nur armen, sondern auch den größten und reichsten Kirchgemeinden, und was dabei das Schlimmste ist, ist dieses, daß nicht sowohl die Armuth, als die Gegenleistung zu der sich die Gemeinde verpflichtet, zum Maßstab der Größe des Prämiums ge-

macht wird, woher es dann kommt, daß die großen und wohlhabenden Gemeinden das meiste erhalten, während die kleinen und ärmeren oft leer ausgehen oder doch jedenfalls bei solcher Concurrenz nicht die Unterstützung finden, die sie wirklich nöthig gehabt hätten.

Ich will damit nicht sagen, daß der Erziehungsrath nicht gute, redliche Absichten gehabt oder nicht auch einzelne gute Schulbücher in's Leben gerufen und den Schulen um einen geringen Preis verschafft habe; allein die unentgeltlich Arbeitenden wurden durch jene Einführung paralisirt und alle Leistungen, von welcher Art sie sein mochten, nur auf Bezahlung abgestellt. Das meines Erachtens allein wahre und rechte und in Bünden bisher befolgte Princip, sich überall nach unserer eigenthümlichen Lage, nicht nach Theorien und Gesetzen, die für ganz andere Länder und Verhältnisse berechnet sind, zu richten, wurde verlassen und dafür Organisationen eingeführt, die, anders woher entlehnt, deßwegen schon hier nie recht festen Boden gewinnen und unseren Verhältnissen und Bedürfnissen nie ganz gerecht werden können. Daher mußte sich auch die Wirksamkeit der neuen Behörde in den ersten Jahren vorzüglich auf's Geben beschränken, und eine strenge Durchführung des auf dem Papiere in Aussicht gestellten würde nie möglich geworden sein. Im Erziehungsrathe saß nicht *ein* Mann von pädagogischer Bildung; dem Rector der Kantonsschule wurde das Stimmrecht genommen, und ein Mann wie Herr Landvogt Vincens von Planta, der durch seine Einsicht, Treue und Lust an dergleichen Geschäften, die er auch als stetes Mitglied des Vorstandes des Schulvereines mit Eifer und Beharrlichkeit bewährt hatte, ganz dazu befähigt gewesen wäre, wurde nie in die Erziehungsbehörde gewählt.

Es war ohne Zweifel ganz recht, daß eine Behörde dasjenige in die Hand nahm, was früher von einem freien Vereine angebahnt und geleistet worden war; nur hätte diese bei ihren größeren Mitteln nicht wähnen sollen, daß sich mit Geld allein alles machen lasse; sie hätte sich vielmehr die durch Vernunft und Erfahrung erprobten Grundsätze des Vereines mehr zur Richtschnur nehmen sollen. Für mich ist der Verein immer ein Gegenstand des größten Interesses geblieben, und ich darf wohl sagen, daß ich für ihn mehr als jeder andere gethan und gearbeitet habe, was jedoch in eine etwas spätere Periode fiel, wo ich in dem Vorstande viele Jahre zu der Präsidentschaft des Vereines kam.

Liturgie

Im Jahre 1829 sollte eine neue rhätische Liturgie im Auftrage der Synode ausgearbeitet werden. Eine Commission, zu der auch ich ernannt war, sollte diesen Auftrag ausführen, was auch im Herbste jenes Jahres in mehrtägiger Sitzung geschah. Mit meinem Freunde, Carl Raschèr[351], damals Pfarrer in Chur, wurde mancherlei gefördert, was aber in der Minderheit blieb; doch sind verschiedene Gebete nach meinem Entwurfe angenommen worden, so das erste allgemeine Gebet, das dritte Trauungsformular, das Gebet an Wahltagen und andere in einzelnen Theilen wenigstens. Worauf wir drangen, war besonders, daß die Gebete nach der Predigt kürzer sein sollten, und daß man Tautologien und Ausdrücke, die manchen besonders salbungsvoll erschienen, mehr ausmerzen möchte. Umsonst! wir blieben in der Minderheit, und mit welchem Unrecht dieß geschehen, habe ich in der Folge oft gefühlt. Es will mir scheinen, daß, wie wir uns zur Pflicht machen, bei der Unterhaltung mit Menschen logisch und mit möglichster Genauigkeit und Ordnung zu sprechen, dieses auch in unseren Anreden an Gott geschehen sollte. Da meinen aber viele, je schwülstiger und verworrener alles durch einander liege, desto salbungsreicher und frommer sei das Gebet. Diese revidirte Liturgie habe ich dann später in's Italienische übersetzt, und weil der Kanton nicht gerne den Verlag übernahm, auf eigene Kosten drucken lassen und um ein Drittel weniger als das Original verkauft. Das Gebet für Nothtaufen und dasjenige für die Vorbereitung auf die hohen Feste habe ich, jenes neu hinzugefügt, dieses in der Form modificirt, in der es sich jetzt findet.

Synoden und Colloquien

Synoden und Colloquien habe ich noch von Puschlav aus fleißig besucht. Jene nicht allein, um meine Freunde diesseits der Berge zu sehen, sondern recht eigentlich, um bei der Opposition zu sein, die mich wünschte und auch nöthig war. Herr Antistes Kind hat unstreitig große Verdienste um die Synode und um die bessere Ordnung, die in derselben eingeführt worden ist; ihm und Herrn Professor Schirks[352] hatte sich aber eine zahlreiche Partei angeschlossen, die eine theologische Richtung verfolgte, die nicht die meinige und der etwelche Schranken zu setzen nicht überflüssig war. Als Examinator und öfters auch im Kirchenrath lag mir die Pflicht des Besuches der Synode um so mehr ob. Das Colloquium aber besuchte ich, weil es der Reorganisation des Oberengadiner Colloquiums

wirklich sehr bedurfte, ich auch zum Präses gewählt worden war und mich auch in der Versammlung der letzten Jahre, wo neue Elemente hierin gekommen waren, wirklich wohl befand. Wer das Gute nur auf uneigennützige Weise will, findet überall, wenn er auch nur einige Geschäftstüchtigkeit hat, Anerkennung und Einfluß.

Dann bekam ich bei diesen Gelegenheiten auch die gute Frau Mengia Curò zu sehen, bei der ich mich immer körperlich und geistig so wohl befand. – Zu den gefährlichsten Reisen, die ich je gemacht habe, gehörten einige über den Bernina, die ich im Herbst selbst bei schlimmer Witterung amtshalber wagen mußte. Andere über diesen Berg zähle ich dagegen zu den angenehmsten, obgleich ich sie meist nur stückweis zu Pferde und größere Strecken zu Fuß ausführte. Der Gang über den majestätischen Bernina im Herbst, wo die erhabenen Gebirgsmassen so herrlich hervortreten, die Sonne schon melancholischer scheint und die ganze Gegend verlassen ist, so daß man stundenweit gehen konnte, ohne andere Leute als vielleicht hin und wieder einen Brusasker oder Veltliner mit seinem Esel anzutreffen oder einige Raben, die um ein Aas her krächzten und flatterten, erfüllte durchgängig meine Seele mit jener seligen Wehmuth, die sich bei'm Anblick des Großen des Gemüthes so leicht bemächtigt. Es waren diese von den schönsten Stunden meines Lebens, in denen mir alles Gute, das mir die Vorsehung je erwiesen, und alles Wichtige, was auf mein Leben Einfluß gehabt hat, Menschen und Ereignisse, der Reihe nach durch die Seele ging und sie mit Verehrung und Dankbarkeit erfüllte. Es waren dieß auch wirklich erbauliche Stunden, in denen ich die Nähe des Allmächtigen und Allgütigen lebendiger und inniger empfand als sonst im gewöhnlichen Leben. «Auch die Berge sind sein», haben wir an der Kanzel zu Selva angeschrieben; und in der That, in solch erhabenem Tempel der Natur bei so vielen Erinnerungen, so seelenvollem Verlangen zu Frau und Kindern zurück zu kommen, die nie liebenswürdiger waren als nach kleinen Abwesenheiten, ist es leicht, sich zu einer innig frommen Stimmung emporzuschwingen, und diese ist mir denn auch auf jenem Wege fast jedesmal, wann ich allein war, zu Theil geworden.

Correspondenz [353] *und Besuche*

Zu den angenehmsten Genüssen auf dem Lande gehören die Besuche von lieben Freunden und ihre Briefe. Jene [Besuche] erhielt ich vorzüglich von meinen lieben Bergamaskern von Zeit zu Zeit, den beiden Brüdern Johann und Friedrich Frizzoni, mit ihrem Lehrer Herrn Doktor Gündel, Herrn

Hosang, einmal selbst von Frau Apollonia Curò, Frau Wagner und Jungfrau Pernisch. Dieß waren für uns höchst erfreuliche Erscheinungen. Mit ihnen, den lieben Freunden, wurde auch ein lebhafter Briefwechsel unterhalten, darin gegenseitig alles Wichtige offen mitgetheilt und so eine schöne Lebensgemeinschaft auch in der Ferne unterhalten. Ich kann auch sagen, daß ich für meine eigenen leiblichen Kinder keine größere Liebe empfunden habe als für diese beiden jüngeren Frizzoni. Sie gehören zu den reinsten, wohlthätigsten und bescheidensten Menschen, die ich kennen gelernt habe, und auf ihre Freundschaft und Liebe konnte ich in allen Verhältnissen des Lebens mit Zuversicht bauen. Mit großer Freundlichkeit schrieb auch Frau Apollonia, und die Tage, die ich in ihrer Familie zubrachte, wenn diese nach dem Engadin kam, waren mir immer sehr erfreulich. Sie hatte allerliebste Kinder, mit denen wir oft nach St. Johann[354] zur alten Kirche gingen, und da sangen dann die Kleinen so lieblich:

Du, du liegst mir am Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn;
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weißt wohl, wie gut ich dir bin!

Diese Verse drücken so ganz die Gefühle zarter Eltern aus, daß auch ich sie später tiefbewegt mit meinen Kindern sang.

Auch Freund Hosang schrieb mir oft und theilte mir die wichtigeren Veränderungen im Hause Frizzoni und die Ereignisse von Bergamo mit. Ebenso wurde ein lebhafter Briefwechsel mit Freund Battaglia unterhalten, der mit großer Offenheit und Biederkeit alles mittheilte, was in ihm vorging, und besonders über die Collegien von Schleiermacher entzückt war. Gehaltvolle Briefe mit Gedanken wie Blitze kamen auch zuweilen von Orelli. In einem früheren unter dem 11ten August 1825 sagt er: «Zweifle nicht an mir, wir waren ja im frohen Zusammenleben so innig und nach dem Besseren trachtend, vereint.» ... Dann am Ende: «Bearbeite deine Seele so viel wie möglich für's Bildungswesen, für eine freie Auffassung der ewigen, religiösen Ideen, an denen ich auch in meiner Freiheit unverbrüchlich festhalte, weil ich sonst nicht mehr leben könnte in der Welt des Scheines, und für Dich, sterbliches Individuum, [halte Dich] immer an den Göttersprüch: 'Heirathe im Jahre 1826'.»

Ueber den Gang der Kantonsschule theilten mir Röder und Tester das Wichtigste mit und letzterer auch manchen Scherz nach seiner Weise in Prosa und Versen. So klagt er über meinen Weggang in einem humoristischen Gedicht in Knittelversen:

Dumpf und schwer sind mir die großen Hallen,
Und die Worte des Gefühls verhallen,
Und mein Wunsch bleibt unerfüllt!

Denn nicht mehr, o frommer Hirte, rühren
Mein Gemüthe solche Wahrheitslehren,
Wie sie gab Dein Wort.
Nicht mehr zeigst mir nach dem Stern, zum Leben,
Wo der Mensch zum Gott sich muß erheben;
Denn, Du mußtest fort.

Ach, daß alle Thoren Weisheit liebten!
Alle Frömmler Gotteswahrheit übten,
Welche leider alle Heuchler fliehn!
Aber was hilft all' mein feurig Sehnen!
Doch, wo sich umarmen bessere Seelen,
Da wird uns die Myrthe blühn.

Durch einen ausgebreiteten Briefwechsel, der mir die städtische Gesellschaft mehr als hinreichend ersetzte, wurde ich in naher Verbindung mit allen innigeren Freunden erhalten und über mancherlei belehrt, was in der Welt vorging. Die Brüder Frizzoni machten mir Mittheilungen über ihre Reisen und Studien, und die meisten Briefe wurden von 1824 an mit ihnen gewechselt. Freund Hosang gab mir Nachricht über die politischen Verhältnisse in den verschiedenen Schweitzer Kantonen und über sein eigenes Leben. Nach dem Tode seiner Mutter, den 14ten März 1829, sagt er:

«Ihr Schreiben war Balsam für mein zerrissenes Herz. Ihre freundlichen wohlwollenden Worte haben mich zu Thränen gerührt. Ich habe mich noch nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß ich die gute Mutter hier auf Erden nicht mehr sehen werde.»

Die äußeren Verhältnisse der Gebrüder Frizzoni waren allerdings der Art, daß ihr Vater und auch Herr Hosang wünschen konnten, daß sie sich dem Handelsstande widmen möchten. Theils durch ihr Naturel, theils durch die poetisch-ästhetische Erziehung, die sie genossen, war aber dieser Beruf den beiden jüngeren Brüdern zuwider. Daher entstanden denn mancherlei Reibungen und Mißhelligkeiten, die wegen der verschiedenen Principien bei aller gegenseitigen Anerkennung des guten Willens nie auf befriedigende Weise gehoben werden konnten. Darüber grämte sich

Hosang und schüttete sein Herz gegen mich aus. «Wo es sich um Grundsätze handelt», sagte er den 9ten Oktober 1829, «da bin ich unbeugsam. Positive Grundsätze und strenge Ordnungsliebe sind unerläßliche Bedingungen für jede gute Verwaltung. Es ist Thorheit, sie zu verschmähen.».... «Gar zu oft muß ich die Eitelkeit der jungen Leute verletzen und zugleich auf der anderen Seite gegen die Mißgriffe und Inconsequenzen des Vaters ankämpfen, und so entsteht bei jenen Abneigung und bei mir Mißmuth und Bitterkeit. Ich sehne mich nach dem Ende meiner Dienstzeit; denn sowohl für meine wankende Gesundheit als zur Wiederherstellung eines harmloseren Verhältnisses ist es nothwendig, daß ich wenigstens für einige Zeit mich von hier entferne; und auch dann werde ich die Jünglinge lieben und mich freuen, wenn es ihnen wohl geht oder ich ihnen nützlich sein kann. Nur Liebe und treue Freundschaft konnten mich zu so langer freiwilliger Abhängigkeit bestimmen.»

Nach einem gemeinsamen Aufenthalte im Engadin bei Duonna Mengia Curò schrieb er mir den 30sten August 1833 über meine Frau: «Früher war sie mir hauptsächlich darum lieb, weil sie Ihre Frau ist und Ihr Lebensglück erhöht; nun aber, da ich Gelegenheit gehabt habe, sie näher kennen zu lernen, habe ich sie auch um ihrer selbst willen lieb gewonnen: wegen ihrer Herzlichkeit und Natürlichkeit.» ... «Für mein Gemüth war es sehr wohlthuend, so einige Wochen mit geliebten, freundlichen Menschen zusammenleben zu können – mit Ihnen, Ihrer Frau, Duonna Mengia, meinem Jugendfreund Curò, den beiden jüngeren Frizzoni und dann in Fettan mit dem lieben, schönen Greis und seiner Familie. Wenn mich dagegen die Kälte anderer verletzt hat, so lag doch auch darin eine Lection zur Menschenkunde, und auch der große Unterschied zwischen ächtem Gehalt und falschem Gepränge offenbarte sich mir deutlicher als je in Bezug auf Gastfreundschaft.»

«Auch in Zernetz machte ich einen Besuch im Schlosse, wo man mich auf's gastfreundschaftlichste empfing und einige Tage behalten wollte.» u.s.w.

In einem früheren Briefe vom 3ten Januar 1830 sagt er: «Ihr liebes Schreiben war mir ein wahres Labsal und hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich sage Ihnen den herzlichsten Dank für alles das Wahre, Schöne und Freundliche, was Sie mir in Beziehung auf meine Verhältnisse sagen. Ich erkenne es als ein großes Glück, daß ich in Ihnen einen treuen und weisen Freund besitze, und mit vollem Herzen wünsche ich Ihnen einen langen, beglückten und beglückenden Lebenslauf.»

Auch von meinem alten, verehrten Freund und Lehrer Herrn Bürgermeister Friedrich von Tscharner bekam ich zuweilen einen traulichen Brief. So am 13ten Oktober 1828, in dem er sagt:

«Wie sehr mich Ihr liebreiches Andenken und dessen herzlicher Erguß in Ihrem freundschaftlichen Briefe erfreut und, ich darf wohl sagen, in einer fast trostlosen Mißstimmung über durchkreutzende Sorgen und Bitterkeiten aufgerichtet hat, möchte ich Ihnen umständlicher sagen und lebendiger ausdrücken können. Unser aller Leben ist mehr oder minder mit einem Dunkel durchwebt, das uns im Erkennen wie im Handeln nur allzuoft Plan, Zusammenhang, Folgerichtigkeit und Einheit raubt und sich wie ein mitternächtliches Gewölk über unser Dasein lagert. Hie und da zucken Blitze und brechen Lichtstrahlen durch diese Schatten und erhellen vorwärts und rückwärts den umnachteten Pfad, auf dem wir wandeln. Diese Mischung ist freilich verschieden. Es gibt glücklichere Geister, denen des Lichtes mehr zu Theil wird, andere, die sich erst durch dichtere Massen von Sturm und Nebelgewölk auf eine lichtere Höhe müssen hindurchführen lassen. So ging es und geht es auch mir, dessen redlich gemeintes Streben durch unerforschliche Rathschlüsse und zahllose Wirrungen und Hemmungen des äußeren Lebens auf die traurigste Weise gelähmt, zerrüttet, verkümmert und, wie ich oft meine, beinahe vernichtet wurde, so daß weder Wirksamkeit nach Außen noch befestigte und geordnete Einsicht nach Innen dabei gedeihen konnte, welches mich oft bei'm Rückblick auf so viele ohne meine Schuld verlorene Jahre äußerst wehmüthig und niedergeschlagen macht und um so mehr, als jene Verwicklungen (deren geringster Theil dem Publikum bekannt ist) noch immer fortdauern und wohl nur mit meinem Leben enden werden. In dieser Lage, wo mir alles so todt und trostlos vorkommen will, ist es gewiß eine Erheitrung für mich, wenn ich in fremden oder in eigenen Erfahrungen die Ueberzeugung finde, daß nicht alles, was wir im redlichen Kampf erstreben, verloren sei und daß, wie Goethe sagt: «Die gute That, das schöne oder doch lebendige Wort, unsterblich, wie wir sterblich fortwirke, auch wenn wir es längst aus den Augen verloren haben.» Freilich sollten wir diese Ueberzeugung nicht erst durch Erfahrung wieder auffrischen müssen, und eine höhere Autorität als die des Dichters sollte uns damit erfüllen, daß wir auch in der tiefsten, dunkelsten Mitternacht immer der Morgenröthe und des Tages gewiß bleiben, der sie einst wunderbar erhellen wird. Hier aber steckt die menschliche Schwäche, und das schöne Wort Fénelon's: 'Soyez fidèles dans l'action et indifférents sur le succès', ist wie manches noch schönere und größere für unsere

Kurzsichtigkeit, unsere Ohnmacht und Hülfsbedürftigkeit eine allzuschwere Aufgabe, wenn wir sie allein zu lösen unternehmen.»

«Gewiß machen auch Sie in Ihrem Amte und Standpuncte dieselbe Erfahrung; denn die Langsamkeit und Dürftigkeit des Erfolges wird wohl nirgends schmerzlicher als eben in der Wirksamkeit eines evangelischen Predigers empfunden werden müssen, der so gern Leben verbreitete, wo er geistigen Tod erblickt, und Fortschritte erzielte, wo er nur starres Stillstehen erfahren muß. Daraus und aus dem Mangel eigener innerer Befestigung ist denn das Rückschreiten und die Geistesdumpfheit mancher unserer eigentlich wohlmeinenden Pfarrer und jenes todte Formelwesen zu erklären, wozu allmälig die ganze erhebende Veranstaltung der geistlichen Kirche herabsinkt.» ...

Auch meine alten, so geschätzten und geliebten Freundinnen, Marie und Sophie von Baldenstein, diese an Herrn Landvogt St. von Jecklin in Rodels, jene an Herrn Albert von Planta in Dusch verheirathet, hatte ich seit meiner Heirath wieder besucht. «Alte Liebe rostet nicht.» Nein, sie hat sich nur verklärt und sowohl durch Besuche als durch Briefwechsel ist das Freundschaftsverhältnis mit diesen edeln Freundinnen seither immer genährt und verinnerlicht worden. Ich zähle beide zu meinen geschätztesten und geliebtesten Freundinnen.

Sophie schreibt 1831: «Die zutrauliche Art, womit Sie, mein theurer Freund, mich mit Ihrem Briefe anreden, gibt mir das Recht, Sie bei dem Namen zu nennen, den Ihnen mein Herz schon längst gab und den ich am wenigsten gegen Sie mit einem höflicheren vertauschen möchte. Mir scheint, von der Anrede hänge manchmal der Ton des ganzen Gespräches ab... Urtheilen Sie also selbst, wie lieb, wie heimelich es mir sein mußte, mich von Ihnen so angeredet zu hören! und wie angenehm durch den ganzen Inhalt Ihres Briefes diese Stimmung sich befestigte! Es waren so Töne aus der schönen fernen Vergangenheit. Ja, es ist wahr, die alten Freunde, sie werden uns lieber, je älter wir selbst werden. Mit vollem, innigem Zutraun wenden wir uns an sie und finden uns nie in unserer Hoffnung einer gütigen Aufnahme getäuscht. Nicht Entfernung, nicht Jahre lange Trennung schwächt dieß Gefühl; wir denken der fernen Freunde mit der frommen Anhänglichkeit, mit der wir unserer lieben Abgeschiedenen denken; doch nicht mit dem Schmerz, den uns ihr Verlust verursacht hat, denn wir haben die schöne Hoffnung, uns von Zeit zu Zeit wieder zu sehen, uns gegenseitig aufzumuntern auf dem Wege nach der Heimath, und jede kleine Berührung in der Zwischenzeit frischt die Farben an dem Bilde der Entfernten auf» ...

Später schreibt sie: «Das Freundschaftsgefühl, das uns seit Jahren wie gute Geschwister verband, wird nie und nimmer, unter keinen Umständen geschwächt werden, vielmehr nährt die Zeit die heilige Flamme; man denkt gern und mit wahrer Genugthuung: Diesen hast du lange gekannt und immer gleich gefunden. Dieß Gefühl, diese Ueberzeugung ist wahrlich unendlich wohlthätig und für mich die Bürgschaft ewiger, unveränderlicher Einheit. Auch wenn Sie ein ganzes Jahr nicht schreiben, wankt mein Glaube an Ihre Freundschaft nicht, und gewiß, Sie müssen der meinigen ebenso fest überzeugt sein....»

Rodels den 31sten December 1834.

«Nun noch eine Stunde zu Ihnen, mein theuerer Freund, die letzte des scheidenden Jahres. Frohe Sänger und Zecher, die seinen Abschied hier zu feiern zusammentraffen, hätten mich bald um diese Augenblicke des stillen Genusses gebracht. – Wenn ich sonst allen Fröhlichen meine Thür öffne, so hätte ich ihnen doch ein wenig gegrollt, wenn sie nicht aufgebrochen wären. Es ist doch sonderbar, daß eben die Sachen, die dazu veranstaltet wurden, uns zu erheben und zur Andacht zu stimmen, es oft gerade am wenigsten bewirken können. Mich z.B. zerstreuen solche rauschende Chöre, ich vergesse ihren Zweck ob der Sorge um die Bewirthung u.s.w. So ging's mir auch heute: ich sehnte mich nach dieser stillen Stunde, die ich mir den ganzen Tag unter aller Arbeit und Mühe, die der Jahreswechsel mit sich bringt, versprach. Und da wir nun da zusammensitzen, sagen Sie mir doch, warum ich bei jeder Gelegenheit, die das Gefühl besonders in Anspruch nimmt, gerade zu Ihnen eilen muß, das zwar mangelhaft und höchst unvollkommen auszudrücken, was in meinem Inneren lebt und webt. Warum ich so manche Briefe, die vor mir liegen, heute Abend nicht beantworten kann und nur mit Ihnen reden mag? Ist es nicht das schöne Gefühl des unbeschränkten Zutrauens, ich möchte sagen, der kindlichen Zuversicht, die da sicher ist, verstanden zu werden, auch wenn sie eben nicht im Stande ist, sich klar und deutlich auszusprechen? So ist's gewiß, und wohl ist keine Zeit geeigneter, das Wohlthätige eines solchen Verhältnisses fühlen zu lassen, als eben das Ende eines Zeitabschnittes und der Anfang eines anderen.» u.s.w.

So die Freundin in ihren heiteren, glücklichen Tagen, die später in so herbe übergingen, aber die Freundschaft zwischen uns nie wankend machten.

Familienleben

In den Jahren, wo Frankreichs Thron in Folge einer kaum erwarteten Erschüttrung fiel, die Schweitz auf so vielen Puncten in krampfhaften Zuckungen bewegt wurde, die alte und neue Familien- und Städtearistokratie den neuerwachten Bestrebungen nach Gleichheit der Rechte weichen mußte und die Volkssouveränität und gerechtere Kantonalverfassungen siegreich aus dem Kampfe hervorgingen, was auch mir freilich zu großem Troste gereichte, verlebte ich in Puschlav in meinem Amte und in meiner Familie und durch freundschaftliche Verhältnisse in der Nähe und Ferne sehr frohe, genußreiche Tage. Was meiner Frau allenfalls an Bildung abgehn mochte, ersetzte sie durch Bildungstrieb, durch ihre Thätigkeit, unverwüstbare Heiterkeit und durch eine Gemüthlichkeit und Herzlichkeit, die uns in hohem Grade beglückte. Auch meine Kinder, körperlich und geistig gesund, blühten und wuchsen auf so erfreuliche Weise heran, daß ich öfters fühlte, es sei des äußeren Glückes fast zu viel, und zu Gott betete, mir auch Prüfungen zu schicken, damit das Herz sich nicht allzu sehr an das Irdische kette und in der Bestrebung nach den höheren Gütern erschlaffe. Denn ich fühlte mich so glücklich in dem Besitze dieser lieben, alle Zeit heiteren und gemüthlichen Frau und im Umgange mit meinen Kindern, mit denen ich als zärtlicher Vater regelmäßig spaziren ging und sie am Abend angenehm zu unterhalten versuchte, während sie die Mutter natürlich durch ihre Milde und Heiterkeit noch mehr an sich zu fesseln wußte.

Prüfungen

Die Erfüllung meines Wunsches blieb nicht aus. Meine Frau fing an mehr oder weniger zu kränkeln, erholte sich aber wieder und erfreute uns am 14ten Mai 1834 mit einem zweiten gesunden, kräftigen Sohn, unserem Johann Andrea.

Am 27sten August desselben Jahres brach aber ein Tag über Puschlav wie über viele andere Thalschaften der Schweitz an, wie er, Gott Lob! nur selten ist und seit 1772, «l'anno delle disgrazie», dort nie gesehen war. In der Nacht vom 26sten auf den 27sten weckten uns Donnerschläge, wie sie kaum je gehört worden, und am Morgen, als ich früh hinaus eilte, zeigten sich in Privilasc die furchtbarsten Verheerungen, die die Val di Verona durch ihren Ausbruch verursacht hatte. Die Mühle und Sägemühle des Canonico Costa war fast ganz weggerissen und von meinem Piazzo sotto

Martino, drei der größten und werthvollsten Güter, die ich in der Ebene besaß, war die Hälfte mit theils mannshohem Schutte und Steinen wie Oefen bedeckt. Das war aber nur der Anfang des Unglücks an jenem Tage. Es regnete stromweis bis über die höchsten Berge, so daß man mit bloßen Augen einen ganzen Bach über den Gletscher von Verona stürzen sah, und nach demselben Verhältnis schwollen alle Waldbäche an und bedeckten ihre Ufer nach beiden Seiten hin mit Steinen und hohem Geschiebe. In dem engen Thale sah man gleichzeitig an drei bis vier verschiedenen Orten blitzen, der Regen fuhr fort in Masse herabzuströmen, so daß alle Waldbäche immer größer und wilder anschwollen und bald diese, bald die entgegengesetzte Richtung verheerend nahmen. So wurden Robbia und zugleich die Prese größtentheils verheerd, so die Güter Alle Acque, die an der Val di Gole und Pidnal fast ganz mit großen Steinen und unendlichem Geschiebe bis zur Straße und dem Poschiavino herunter bedeckt, und von meinem Piazzo sotto Martino wurde noch am Vormittag die andere Hälfte durch einen neuen Ausbruch der Val di Verona überschüttet, so daß von dieser Wiese von vier und dreißig Stere mir nicht mehr als etwa ein halber Ster ohne Geschieb blieb. Aehnliches war, wie man vernahm, in den Maiensäßen geschehen, in La Reit, Cavaglia u.s.w. Gegen Mittag riß der Poschiavino auch die Mühle und den Stall der Nonnen alle Pile Sur Ca gegenüber hinweg, und später schwamm der Heustock, der sich in jenem Stalle befand, ungetrennt zusammenhaltend, heraus, und weil er zu groß war, um bei der gewölbten Brücke auf Sommavilla durchzukommen, füllte er das Flußbett so aus, daß der Strom dasselbe verließ und sich in drei Theile theilte, von denen die beiden größten ihren Lauf durch die beiden Hauptgassen von Puschlav nahmen und sich dann auf dem Platze wieder vereinigten. Diese Richtung zu verhindern, war allerdings zu oberst im Dorfe alles mögliche versucht worden, aber vergebens. In beiden Straßen schwoll die Wassermasse gegen vier Uhr so an, daß es nicht mehr möglich war, von einer Straße zur andern zu gelangen, und so geschah es, daß eine oder mehrere Personen von ihren Familien ganz abgeschnitten wurden, sich weder mit ihnen vereinigen, noch sich gegenseitig Nachricht von einander geben konnten. Das Pfarrhaus von Puschlav liegt seitabwärts in der Mitte des Dorfes gegen den Berg hin, ganz in der Ebene. Nachmittag flüchteten sich schon Verwandte und Bekannte und Frauen mit ihren Kindern zu uns, weil ihre an der Straße liegenden Häuser bedroht waren; aber auch hier glaubten sie sich nach und nach nicht mehr sicher, und des Regens ungeachtet eilten sie auf die Berge. Ich suchte meine Frau zu beruhigen, daß in unserem massiven Hause keine Gefahr sei; allein die alarmierenden Gespräche der «comari» und deren ängstliches Entfernen

übte eine Gewalt über die gute Mutter, daß auch sie auf den Auszug drang. Wir nahmen nichts mit als unsere Kinder, schlossen das Haus zu und zogen allmälig – sie mit dem drei Monat alten Säugling an der Brust – bis hinüber in den Stall des Canonico Chiavi, wo dann auch von anderen Seiten her Leute mit Laternen kamen, so daß der Stall und Heustall sich nach und nach ganz mit Menschen anfüllte, von denen einige klagten und weinten, andere böse Reden führten, wieder andere, sei es aus Leichtsinn oder um die Traurigen aufzuheitern, scherzten und über das alberne Benehmen ihrer Nachbarn lachten. Solche Gesellschaft konnte auf die Länge auch meiner Frau nicht zusagen, und sie willigte ein, lieber in unser Haus zurück zu kehren. Unser Viehstall, wie die meisten anderen in Puschlav, lag viel tiefer als die Gasse; ich befahl also der Magd, die Kuh heraufzuführen und in den Hof des Schulhauses zu lassen, und als dieß geschehen, schlossen wir unser Haus wie Noah die Arche und empfahlen uns der Obhut des Höchsten. Es war nur ein Augenblick, wo es mir etwas schauerlich zu Muthe wurde: man hörte nämlich das starke Rauschen des Wassers durch's Dorf immer näher, auch durch unsere Bureau herein dringen und dann halten. Es floß in den Viehstall, füllte ihn und drang dann durch ihn hindurch, durch die nicht ganz schließende Thüre in den Gang des Hauses und von da in den Keller. Diese Töne und der Gedanke, mich hier mit meiner lieben Frau, fünf kleinen Kindern und der Magd allein zu finden, ergriff mich auf ganz eigenthümliche Art. Doch es war ein Augenblick: ich ermannte mich und tröstete auch die andern. Die Kinder schliefen bald ein, da klopfte es am Hause; mein Schwager hatte sich mit seinen Kindern durch den Kirchhof gerettet und wünschte, sie bei uns untergebracht zu wissen, was auch mittelst gelegter Bretter geschah. Es kamen bald auch andere, und so wurden mehrere große Stuben, deren Boden wir mit Matratzen belegten, zur Herberge und den Flüchtenden eine Sicherheitsstätte. Gegen zehn Uhr heiterte sich aber der Himmel auf, es wurde kühler, und somit ließ auch das Wasser etwas nach. Aber welche Verheerungen zeigte der folgende Morgen! Alle Keller waren voll Wasser, von einzelnen Häusern die Façade eingestürzt, an anderen untergraben, die Hauptstraßen noch immer mit reißenden Strömen angefüllt, so daß künstliche Uebergänge von einem Hause zum andern, zum Theil von den Fenstern aus, angelegt werden mußten; die katholische Kirche war mit Wasser angefüllt, und die Leichen schwammen in ihren Grabgewölben; das sonst so tiefe Flußbett [war] ganz mit Schutt ausgefüllt, und der Fluß drohete zwischen den beiden Olgiati'schen Häusern durchzubrechen. Mit Macht wurde jetzt auf allen Puncten gearbeitet, ihm eine unschädliche Richtung zu geben und ihn vom Flecken abzulenken, was denn auch

allmälig erzielt wurde. Steinplatten von einem halben Fuß Dicke und drei bis vier Fuß Länge und Breite, die sich zu oberst im Dorfe befunden hatten, fand man später in den «cortini», auf den Wiesen. Gewiß ist, daß, wenn Puschlav nicht so feste, massive Häuser hätte, das Unglück unberechenbar und die Verheerung eine noch weit schrecklichere geworden wäre. In unser eigenes Haus konnte ich erst später und nur durch das Bassische. Da fand sich Stall und Keller voll Wasser, die Weinfässer und alle Kellergeräthschaften schwimmend und ersterer also unzugänglich. Lange nachher noch mußten die Fässer durch feste Stützen an das Gewölbe hinauf gehoben, befestigt oder in Ruhe gehalten werden. Und wie sah es auf dem Felde aus! Die schönsten Güter mit dickem Schutt bedeckt, so daß man zu ihrer Herstellung, was man für den wohlfeilsten Weg erachtete, zuerst eine Grube, «il far provane», an der ganzen Länge des Stückes hin grub, diese mit dem Schutte der nächsten Strecke anfüllte, ihn zuletzt mit der unter diesem befindlichen Erde deckte und so der Reihe nach fortfuhr, bis das ganze Stück «provanirt» oder umgegraben war. Der Totalschaden, den das Dorf Puschlav durch diese Wassergüsse erlitten, ist nach amtlicher Schätzung auf drei Hundert achtzehn Tausend Gulden angeschlagen worden, und ich darf mit Zuversicht annehmen, daß er eher größer als geringer war. Ich allein erlitt einen Verlust von fünfzehn Tausend Gulden, und nur der Wohlstand Puschlav's, die Leichtigkeit, gute Veltliner Arbeiter zu bekommen, und der Mangel an Boden waren im Stande zu bewirken, daß alle diese Güter wieder hergestellt und zum Theil auch verbessert und verschönert wurden. Besonders zeichnete sich Herr Rudolph Ragazzi hierbei aus, indem er nicht allein seine eigenen Güter wieder herstellte, sondern auch diejenigen anderer zu unglaublichen Preisen an sich kaufte und urbarisirte. Gewiß nicht aus Speculation, sondern aus Interesse für das Thal, sonst wäre es allzu unvernünftig gewesen. So weiß ich, daß er für solche Schuttstrecken an gut gelegenen, aber keinesweges sicheren Orten zwei bis drei Hundert Lira per stare bezahlt hat.

Wie kurzsichtig und welchem schweren Irrthum unterworfen der Mensch in seiner Beurtheilung und Berechnung ist, davon habe ich gerade bei dieser Gelegenheit den schlagendsten Beweis gesehen:

In Puschlav war damals ein armer, leichtsinniger Schuhmacher, Armanask, der eine zahlreiche Familie hatte, die er meist andern zu ernähren überließ, und in den Tag hinein lebte. Dessen ungeachtet fiel es ihm ein, ein Haus zu bauen. Wer ihm das Geld dazu vorgestreckt hat, weiß ich nicht; aber daß er wie ein Thor bauete – nämlich hart an dem Flusse bei der Brücke zwischen dem Pontotale und dem Poschiavino, und zwar so, daß die nach dem Flusse zugekehrte Seite sich beinahe bis zum

Wasserspiegel senkte und ohne rechtes Fundament war, ist außer Zweifel. Menschlichen Ansichten nach hätte also bei einer starken Anschwellung des Flusses das Haus einstürzen müssen. Dazu kam aber noch, daß die kleinen Kinder auf der entgegengesetzten Seite immer in Gefahr waren, eine hohe, schlechte Treppe hinunter in den Bach zu fallen. Das Häuschen nahm meinem Hause einen Theil der Aussicht in's Freie, dem des Podestat Mengotti[355], der diesen Bau leicht hätte verhindern können und ihn hätte verhindern sollen, wenn seine Indolenz nicht zu grenzenlos gewesen wäre, die ganze Aussicht auf den Platz. Aus diesen verschiedenartigen, aber durchgängig triftigen Gründen ärgerte ich mich fast jedesmal, wenn ich das Haus ansah oder vorbeiging. Aber das Haus stürzte bei dieser großen Ueberschwemmung nicht nur nicht ein, sondern wurde durch die Ausfüllung des Flußbettes nur um so fester und dadurch auch ein heilsamer Damm für den ganzen unteren Theil des Fleckens Puschlav. Hier brach sich die Gewalt des Wassers, schwenkte rechts und ermöglichte dadurch die Ablenkung des Flusses, indem es zugleich verhinderte, daß er nicht zwischen den Olgiati'schen Häusern durchbrach, was ohne dieses Armanaskische Haus zweifelsohne zum Verderben vieler Häuser der dortigen Gasse geschehen wäre.

Eine Folge dieser Wassernoth war für den Flecken Puschlav die so solide Eindämmung des Poschiavino durch herrliche Steinwuhren; und es ist nur zu bedauern, daß Herr Ingenieur La Nicca[356] seinen Plan nicht genauer überlegte oder fester durchführte, in welchem Falle man zwei unverantwortliche Kurven vermieden hätte, die nicht allein in hydraulischer Beziehung, sondern auch in Bezug auf Sicherheit und Kostbarkeit des Baues kaum zu entschuldigen sind.

Dieses übrigens so verdienstliche Werk wurde besonders durch die reichen Steuern ermöglicht, die von der Eidgenossenschaft unter Leitung eines Komite's der schweitzerischen gemeinnützigen Gesellschaft flossen, an dessen Spitze der ehrwürdige Herr J. C. Zellweger[357] von Trogen stand. Es war dieß ein schönes Denkmal brüderlicher Theilnahme der näheren und ferneren Eidgenossen an unserem Unglücke. Die Armen konnten dadurch persönlich kräftig unterstützt werden, und sie wie die Reichen gelangten zu einem Werke, das allen gemeinsam wohlthätig und fast unerläßlich war, ohne jene Hülfe aber dennoch schwerlich zu Stande gekommen wäre.

Diese allerdings großen Verluste, die ich am Vermögen erlitt, haben mir jedoch, wie auch später in anderer Art erfolgte, auch nicht *eine* Nacht den Schlaf geraubt. Ich kann keinen Bogen, kein Blatt Papier unnütz beschreiben; für eine Zeche, eine Fahrt, ein Geräthe oder was es sonst immer

sein mag, auch nur einen Kreutzer mehr auszugeben, als billig und recht ist, will mir nicht in den Kopf und geschieht nicht, ohne eine gewisse innere Unzufriedenheit; Verluste aber, die von meiner Seite unverschuldet, wenn sie auch noch so groß waren, haben mich immer in guter Fassung gelassen, und dieß ist mir ein tröstlicher Beweis, daß zwischen Sparsamkeit und Geldliebe ein himmelweiter Unterschied ist. Man kann, wie thätig so auch sparsam sein aus bloß äußeren, finanziellen Beweggründen; man kann beides aber auch aus sittlichen Gründen sein, und eben darin liegt der Beweis gegen jene materielle Ansicht, daß bloß die Noth die Geißel sei, die den Menschen zur Thätigkeit und zur Erfüllung seiner Pflichten bestimmen müsse. Nein, für jeden, auch für den geringsten Handlanger gibt es eben so starke sittliche wie materielle Motive, und wer diese nicht kennt, sie nicht durch eigene Erfahrung angeschaut hat, dem ist es freilich verzeihlich, wenn er an keine Tugend glaubt. Das aber, dieser Mangel an Glauben und Vertrauen, ist eben die scharfe Zuchtruthe, die schon hier auf der Welt den bloß irdisch gesinnten Menschen auf so entmuthigende Weise verfolgt und geißelt.

Prüfungen. Tod meiner Frau

Ein empfindlicherer und allerdings höchst schmerzlicher Verlust anderer Art wartete meiner nach kurzer Zeit. Meine liebe Frau fing an zu kränkeln, zog sich Ende Merz 1835, wo sie ein Kind zur Taufe trug, durch nasse Füße eine Erkältung zu, und daraus entwickelte sich in kurzer Zeit eine galoppirende Schwindsucht, die sie ganz abzehrte und im Zimmer hielt. Es waren Stunden der Ermattung und starken Fiebers, das jeden Tag eintrat; in der übrigen Zeit aber konnte sie mit uns und mit Freundinnen, die sie besuchten, so heiter sein und sich über allerlei unterhalten und lachen, als ob ihr nichts fehle. Welche beneidenswerthe Gabe der Vorsehung ist doch ein so heiterer Sinn und eine solche Ergebung! Wie traurig dagegen die Mißstimmung und Unzufriedenheit, in welche die meisten gerathen, wenn sie krank oder auch nur unwohl sind und durch die sie sich selbst und die Umstehenden quälen! Freilich sind auch hier die Staturen sehr verschieden, und es hängt vorzüglich vom gegenseitigen Vertrauen ab, das Pfleger und zu Pflegende zu einander haben. Fehlt dieses, so werden die Kranken jene des Mangels an Theilnahme und Sorgfalt beschuldigen, diese ihnen dagegen Wankelmuth, Launen und wer weiß was alles vorwerfen. Wie es mit der Achtung und Liebe steht, wird sich besonders in den Tagen der Prüfung zeigen, und wohl denjenigen, die gleichge-

stimmte Herzen gefunden haben: In ihrem Leiden besonders werden sie ihrer bedürfen und Ursache finden, dem himmlischen Vater zu danken, daß er ihnen solche Freunde gegeben hat.

Meine gute Frau, wie Abzehrende durchgängig, nährte immer noch einige Hoffnung auf Genesung. Zwei Tage vor ihrer Auflösung merkte sie aber, daß es mit ihr zu Ende gehe, und machte dem Doktor einen sanften Vorwurf, daß er ihr nicht gesagt habe, wie wenig Hoffnung für ein längeres Leben diesseits des Grabes für sie vorhanden sei. Sie wünschte dann von ihren Verwandten und Freundinnen Abschied zu nehmen, was sie denn auch von uns allen mit großer Rührung that. Bis zum letzten Augenblicke blieb sie ihrer selbst vollkommen bewußt und schlummerte gleich nach Mittag den 17ten Juli 1835 zum besseren Leben hinüber.

Wie es mir zu Muthe sein mußte ohne diese Gefährtin, die mir das Leben in Puschlav so sehr verschönert hatte, und mit fünf Kindern von acht bis ein Jahr zurück zu bleiben, kann man sich denken! So lange sie noch als Leiche dalag, blieb einiger Trost, und alles Gute, was ich je an ihr wahrgenommen, schien sich in ihren Zügen lieblich und verklärt abzuspiegeln. Aber das warme Herz schlug nicht mehr, die seelenvollen Augen drangen nicht mehr mit ihrem Feuer in die Seele; das Lächeln, welches sie so sehr verschönerte, zog ihre Züge nicht mehr in die einnehmenden Formen, die mich und andere so oft beseligt hatten, und es kam zum Scheiden. Ach, um so schwerer fiel mir dieses, weil nicht allein alle ihre nächsten Blutsverwandten, Vater, Mutter und Schwestern, ihr vorangegangen waren, sondern ihre Kinder den Verlust gar nicht zu ahnen vermochten, der sie mutterlose Waisen ließ. Besonders der Hinblick auf sie, auf ihre kindliche Sorglosigkeit wollte mir zuweilen das Herz brechen, obwohl ich Zeit genug gehabt hatte, mich auf diese Trennung vorzubereiten. Sie wurde den 19ten Juli unter allgemeiner Theilnahme an dem Orte bestattet, wo ihre Eltern und drei Schwestern begraben lagen, was ich auch auf ihrem Denksteine andeutete. Die Inschrift lautete: [fehlt]

Leider ist diese Inschrift, weil der Grabstein sich an einem schattigen Orte befand, schon sehr verwischt und schwer zu lesen.

Wir hatten zwar eine treue und sehr anhängliche Magd, Maria Pozzi von Brusio, allein für die Erziehung der Kinder eignete sie sich doch nicht hinlänglich, und so half zuerst eine Puschlaverin, Lardelli, aus, und später zog dann Jungfer Anna Zander von Bergün als Haushälterin zu mir.

Gemeinnützige Gesellschaft [358]

Ich bedurfte allerdings der Erholung; allein sogleich wegzugehen, wäre mir doch nicht möglich gewesen, und so predigte ich noch vier Sonntage und zog dann erst auf einige Wochen mit der ganzen Familie diesseits der Berge, wo ich Magd und Kinder im Rothenbrunner Bade ließ und in den letzten Tagen noch die Schweitzerische Gemeinnützige Gesellschaft in Trogen besuchte. Battaglia, Saluz und ich reisten zu Fuße dahin und sahen die Landsgemeinde zu Hundswyl, die uns ungemein ansprach, zumal das stille Gebet, womit sie eröffnet wurde und bei dem sich Tausende von Köpfen auf einmal entblößten, sich neigten und die Rechtdenkenden wohl Gott auch flehendlich um seinen Beistand zu guten Beschlüssen anriefen. In Teufen traffen wir mit Bekannten Herrn Zellweger, den ich in Andeer kennen gelernt hatte, wurden von ihm gastfreundlich bewirthet und wie andere Gesellschaftsglieder in der Kutsche nach Trogen geführt. Nicht nur durch diese unerwartet freundliche Aufnahme, sondern besonders auch durch die trefflichen Gesänge, die die verschiedenen Abtheilungen der Appenzeller Sänger der Reihe nach und abwechselnd zum Besten gaben, verlebten wir einen höchst gemüthlichen Abend im Wirthshause von Teufen. So herrlichen Volksgesang oder Männerchöre hatte ich noch nie gehört. Es war ein unvergleichlicher Genuß, der sich am folgenden Tage bei der Eröffnung der Gesellschafts-Sitzung erneuerte und an welchem sich dann die ganze Gesellschaft, vier Hundert sechs und fünfzig Sänger, in der Kirche betheiligte. Ich logirte bei der guten Frau meines seligen Freundes Professor Bänziger, ehemals Pfarrer in Bergamo und zu früh durch den Tod seiner Familie und der Kantonsschule in Trogen entrissen; zum Frühstück war ich aber bei dem Sohne des alten Herrn J. C. Zellweger eingeladen, der sich auch sehr freundlich gegen mich bewies und eine liebenswürdige Familie hatte. Die Rede des Präsidenten, Herrn J. C. Zellweger's, das Referat des Herrn Decan Frei[359], die Verhandlungen, die Toaste und Gesänge bei'm Mittagsessen, ein Spatziergang nach dem Gäbris, die vielen ausgezeichneten Männer, die ich da kennen lernte, alles war sehr erhebend für mich und gewährte mir gesellige Genüsse, wie ich sie als Landpastor seit vielen Jahren nicht mehr genossen hatte. Der Morgengang des folgenden Tages in Gesellschaft meiner beiden Freunde Saluz und Battaglia, des Herrn Krüsi[360] und des an der Universität zu Berlin angestellten Herrn Professor Steiner[361] war entzückend für mich. Hier erst lernte ich den mir später so lieb gewordenen schlichten Krüsi recht kennen. Mit kindlicher Naivität erzählte er lachend, aber doch mit heißen Thränen in den Augen, wie er Schulmeister geworden. Er hatte

noch kaum schreiben, keine Orthographie und nur schlecht lesen gekonnt, und als bei der Prüfung ihm und seinen Concurrenten aufgegeben worden war, etwas beliebiges aus dem Kopfe zu schreiben, hatte er das «Vater unser» geschrieben. Rührend war besonders die Erzählung, wie er im Jahre 1801? auf Ansuchen des Gemeindevorstandes die armen Kinder, denen Verpflegung in Aussicht gestellt worden war, nach Burgdorf zu Pestalozzi geführt hatte. Mit vier und zwanzig [Kindern] war er von Gais ausgezogen, und zu diesen hatten sich noch andere auf der Reise gesellt. Wie ein Kinderhirt, sagte er, sei er mit ihnen gegangen, und erfreulich sei es ihm gewesen, wie sich in den Dörfern, durch die sie kamen, Mitleid und Wohlthätigkeitssinnn kundgegeben habe. Nicht nur Brod, Käse, Fleisch und andere Speisen brachte man ihnen aus vielen Häusern, sondern durch das sieche, bleiche, ausgehungerte Aussehen dieser kleinen Pilger gerührt, rief auch hin und wieder eine Frau eines der ärmsten und am übelsten aussehenden herbei, nahm es in ihr Haus und erklärte, sie wolle es behalten und das arme Würmchen mütterlich verpflegen, wenn man es ihr überlassen wolle. Besonders in der Stadt Zürich waren Proben solcher Menschenliebe häufig vorgekommen. So war namentlich auch seine spätere Frau, die unter einer ähnlichen Kinderschaar aus Glarus kam, aufgenommen und den acht Kindern der Familie gleich gehalten worden. So auch Ramsauer[362], der später Erzieher der Prinzen von Oldenburg wurde und welcher seine gütige Aufnahme in einem Züricher Hause hauptsächlich dem Umstande verdankte, daß er unbeholfener, ärmlicher und nothdürftiger aussah als die übrigen.

Rückkehr nach Puschlav

Was für ein halb gebrochenes Herz zur Erhebung geschehen konnte, wurde mir auf dieser genußreichen Reise zu Theil. In Chur traf ich nun wieder mit meiner Familie zusammen und führte sie nach Puschlav zurück. Ich schien gestärkt und aufgerichtet; aber unvergeßlich wird mir das Gefühl bleiben, das meine Seele bei'm Eintritt in das Haus erschütterte. Meine selige Frau war nie zärtlicher, nie seelenvoll liebenswürdiger, als wenn ich vom Hause ging oder nach Hause zurückkehrte. Wenn nicht früher, so empfing sie mich an der Thür, und in dieser Stellung hatte sie sich meiner Phantasie auch am tiefsten eingeprägt. Aber diesmal erschien die holde Gestalt nicht mehr; öde und leer fand ich die Hausflur, schreckend hallten die Tritte über die Treppe hinan, das Oeffnen jeder Thüre, und vergebens wollten sehnsüchtige Blicke sie noch irgend-

wo entdecken. Nur ein lange anhaltender Strom von Thränen vermochte dem gepreßten Herzen einige Erleichtrung zu verschaffen. Nie habe ich ihren Verlust tiefer, schmerzlicher empfunden, nicht einmal bei'm Scheiden, nicht bei'm Heraustragen, nicht bei ihrem Begräbnis, nicht in den Tagen, die darauf folgten und die doch auch geeignet waren, die Leere fühlbar zu machen, die sie im Hause gelassen hatte. Nur die Zeit vermochte diese Wunde zu heilen; die Narbe ist aber immer noch sehr empfindlich geblieben.

Noch eine andere Art von Leiden als die finanziellen Verluste und häuslichen Prüfungen sollte ich in Puschlav bestehen.

Das Drückendste in meinem Amte war mir immer gewesen, meine Gemeinde nie ohne Bedenklichkeit auf längere Wochen verlassen zu können. Dadurch war ich denn auch die meiste Zeit des Jahres wie abgeschlossen und von der Welt diesseits der Berge geschieden. Diese Einsamkeit mußte mir nach dem Tode der Schwiegereltern und meiner Frau natürlich noch weit empfindlicher werden. Ich mußte daher Verhältnisse herbeizuführen suchen, die mir zeitweilige Entfernung von Puschlav ermöglichten. Dieß konnte nur durch Anstellung eines zweiten Pfarrers geschehen, der dann, wie früher Herr Battaglia, mit mir zusammen eine Lehrerstelle an der Schule versehen und in meiner Abwesenheit den Pfarrdienst allein besorgen [sollte], was im Sommer und in den Ferien leicht geschehen konnte. Im Interesse der Schule hatte ich das früher gefordert, zu diesem Zwecke auf zwei Hundert Gulden des Pfrundgehaltes verzichtet und im Grunde damit nur mehr Arbeit und Mühe übernommen. So war es zu Battaglia's Zeiten gut gegangen, und so durfte ich hoffen, daß es auch in Zukunft den gehegten Erwartungen und den Bedürfnissen der Schule am besten entsprechen würde. Denn einzelne Lehrer nahmen es im Fortgange der Zeit mit ihren diesfälligen Pflichten nicht sehr genau. Die einen hatten zu viele Hausgeschäfte, die anderen liebten mehr die Jagd und das gesellige Leben als die Schule, und so that es Noth, daß wenigstens die erste Lehrerstelle gut besetzt sei. Ich forderte daher die Anstellung eines zweiten Pfarrers als Bedingung für mein ferneres Bleiben in Puschlav. Dieß allerdings auch im eigenen Vortheil, weit mehr aber zu Gunsten der Kirche und Schule. Dieß wurde nun bewilligt, und die Einleitung dazu im Jahre 1836 getroffen. Zwei von Puschlav gebürtige Geistliche konnten gewählt werden: Herr Joh. Pozzi, Pfarrer in Brusio[363], und Herr Tom. Steffani, Pfarrer in Cassacia[364], und es durfte voraus gesetzt werden, daß der eine wie der andere den Ruf als zweiter Pfarrer in seiner Heimathgemeinde gern annehmen werde. Ich erwartete, daß die Wahl auf Herrn Pfarrer Pozzi fallen würde, den ich für den tüchtigeren hielt und den ich,

wenn die Wahl von mir abgehangen, ohne Zweifel vorgezogen hätte; das Collegium entschied aber zu meinem und nicht weniger zu anderer Erstaunen für Herrn Pfarrer Steffani. Als Hauptgrund dieser Wahl wurde von gegnerischer Seite nur die Rücksicht auf verwandtschaftliche Verhältnisse angegeben, und das Collegium oft großer Parteilichkeit beschuldiget; von der anderen Seite wurde aber behauptet, Pozzi gehöre einer sehr stolzen, anmaßenden Familie an und sei gewiß selbst von diesem Fehler nicht frei; käme er nach Puschlav, so würde er ohne Zweifel in Verbindung mit seinem Bruder, der Lehrer an der Schule war und sich schon manche Willkürlichkeiten erlaubt hatte, treten, nach eigenem Willen handeln, wohl auch gegen den ersten Pfarrer intriguiren oder ihm sonst Verdruß machen, damit dieser seine Stelle abgebe und er, Pozzi, dann allein bleibe. Dieser Gefahr dürfte man sich nicht aussetzen, und so sei es gerathener gewesen, Steffani vorzuziehen, wenn Pozzi auch allenfalls tüchtiger sein sollte. Soviel ist indeß gewiß, daß von dieser Wahl an Wühlereien in Puschlav begannen, die das Wohl der Gemeinde, das gute Vernehmen zwischen Vorstand und Bürgern, sowie unter diesen selbst auf traurige Weise erschütterten. Das sind immer die schwerer zu verwaltenden Gemeinden, wo die Bürger nicht in ihrer Mehrzahl dem Mittelstande angehören und der Gegensatz von Reichthum und Armuth unter ihnen allzu schroff ist. Es geschieht dann nur zu leicht, daß die Reichen zu selbstherrlich verfahren und die Armen allzuneidisch und mißtrauisch auf die Reichen hinblicken. Nach meiner innigsten Ueberzeugung war ersteres zu meiner Zeit in Puschlav nicht der Fall, und ich wüßte nicht, wie sich die Reichen großmüthiger hätten erweisen und somit mehr Anerkennung und Dankbarkeit von Seiten der Aermeren mit größerem Rechte hätten erwarten können als gerade in den letzten Jahren bei dem Bau des Pfarr- und Schulhauses und durch die großen Opfer, die sie für Kirche und Schule gebracht hatten. Gewiß stand das Beispiel, das sie in dieser Hinsicht gegeben, damals noch allein und einzig in Bünden da, und ich glaube nicht, daß auch in der Folge Aehnliches in so kurzer Zeit geleistet worden ist. Dieses alles wurde aber von einer nicht geringen Anzahl Bürgern, wenn nicht vergessen, doch nur mit einer gewissen Lauheit anerkannt. Es brauchte daher nur eines Mannes, der dieser Stimmung in Wort und Schrift Sprache zu verleihen im Stande war und weites Gewissen genug hatte, alles von den Reichen Geschehene möglichst in Schatten zu stellen und mehr selbstischen Motiven als echtem Bürgersinne zuzuschreiben, um auf diese Weise den Undank öffentlich zu proclamiren, Mißtrauen und Argwohn zu säen und die guten Errungenschaften der letzten Jahre auf's Spiel zu setzen. Dieser Mann erschien denn

auch wirklich in der Person des Herrn Lehrers Peter Pozzi. Obwohl nicht als wirklicher Bürger der Gemeinde, sondern nur als Angehöriger, weil Abkömmling einer aus dem Veltlin vertriebenen protestantischen Familie, hatte ihn die Kirche von Puschlav drei Jahre in der Kantonsschule als Schullehrer studiren lassen; ich erinnere mich aber nicht, ob die damit verbundenen Kosten fast ganz oder nur zum Theil bestritten oder zinslos vorgeschossen worden. Er war mein Schüler und mir wirklich lieb gewesen. Auch als Lehrer hatte er sich in der Schule als sehr tüchtig bewährt und sich in den ersten Jahren wirklich Verdienste um diese erworben. Jetzt aber, als sein Bruder in der Wahl als Pfarrer übergangen und Steffani berufen worden war, bot er alles auf, diese Wahl zu hintertreiben und Unordnungen in der Gemeinde hervorzurufen. Da wurden geheime Zusammenkünfte veranstaltet, von den rohesten unter ihnen wurde geschimpft und gedroht, verleumdet und allem Schlimmen Thür und Thor geöffnet, was einzubrechen pflegt, wenn sich ein klarer, gescheidter Mann an die Spitze eines von sich aus oder durch demagogische Künste erbitterten und verleiteten Haufens stellt. Ich übergehe das Gehässige, was damals gegen mich, aber noch mehr gegen die Kirchenbehörde geschwatzt und gethan worden. Ich habe es nicht allein verziehen, sondern auch vergessen, weil ich von Anfang an mehr Mitleid mit dem irregeleiteten Haufen als Haß gegen denselben empfunden habe. Mehr als Pozzi's Verfahren bei dieser Gelegenheit habe ich dasjenige eines anderen Mannes bedauern und verachten müssen, ohne welchen diese Bewegung nie einen solchen Erfolg gewonnen hätte. Pozzi war verletzt worden, seine Empfindlichkeit ließ sich bis zu einem gewissen Grade entschuldigen; Bundspräsident Giuliani[365] aber hatte nur aus bloßer Eitelkeit und um sich wichtig zu machen diese Opposition gegen die Behörden, wenn auch nur lau, doch unterstützt und genährt und auf diese Weise der Partei einen Halt gegeben und Muth gemacht. Sie ging dann freilich viel weiter, als er gewollt; allein als dieß geschah und er hätte mitwirken sollen, den Strom, den er hatte anschwellen helfen, auch wieder einzudämmen, ging er nach seiner Weise wieder über Bernina nach dem Engadin zurück und ließ andere die Sache ausfechten, so gut sie konnten.

Giuliani war ein Mann, der unerwartet zu großem Reichthum und hohen Ehrenstellen in seiner Gemeinde und im Staate gelangt war, der für viele etwas Einnehmendes hatte und namentlich über meinen Schwager in allem einen Einfluß ausübte wie kein anderer und diesen auch recht gut zum eigenen Vortheil zu benutzen wußte. Er hatte auch bei Begründung des Schulfonds den größten freiwilligen Beitrag geliefert, zehn Tausend Lire bei alledem konnte ich aber nie ein rechtes Zutrauen zu ihm fassen, es

wollte nur immer scheinen, daß selbst da, wo er Gutes that, das Bewußtsein davon zu stark sei, und daß die gute That mehr aus Eitelkeit und Ehrgeitz als aus wirklicher Achtung und Liebe für das Gute hervorgehe.

Ruf an die Kantonsschule

Unter solchen Umständen ist es wohl natürlich, daß mein Wirkungskreis in Puschlav in der letzten Zeit sehr getrübt war und den Gedanken an die Vertauschung desselben mit einem anderen um so leichter auftauchen ließ. Wirklich erhielt ich auch vom Schulrathe die vorläufige Anfrage, ob ich geneigt wäre, wieder eine Stelle an der Kantonsschule anzunehmen. Ich antwortete unter der Bedingung bejahend, daß mir Lehrfächer übertragen würden, die meinen Kräften und Neigungen angemessen wären. Im Allgemeinen wurde die Zusage ertheilt, daß man auf meine Wünsche möglichst Rücksicht nehmen würde, ohne sich jedoch zu etwas Bestimmtem im Voraus verpflichten zu können, und im gleichen Sinne erfolgte bald nachher der förmliche Ruf. Die endliche Entscheidung verursachte mir viele, viele unruhige Stunden und Nächte. Mich lockte die Nähe der alten Freunde in Chur und das Zusammenwirken mit ihnen; wichtig erschien mir auch, daß meine Kinder in früher Jugend schon deutsch lernten und mit den Kindern meiner Freunde bekannt und hoffentlich auch befreundet würden; denn gute Jugendfreundschaften schienen mir immer etwas höchst Schätzbares für das nachherige Leben; auch glaubte ich, daß eine Stelle an der Kantonsschule, wie ich sie mir wünschte, mir einen größeren und wohlthätigeren Wirkungskreis sichern müßte als die Pfarrstelle in Puschlav unter den damaligen Umständen. Dagegen aber sprachen oft bittend meine besten Freunde, dagegen auch die große Liebe, die ich zur Kirche, Schule und Gemeinde gefaßt hatte, in der mir so viele Freuden zu Theil geworden, an die mich so viele süße Erinnerungen fesselten. Auch die öconomischen Rücksichten fielen sehr in's Gewicht für's Bleiben – um das elterliche Haus zu bewohnen und zu genießen, das ich renovirt und so wohnlich eingerichtet hatte. Es war eine Zeit großer Aufregung und schmerzlicher Beunruhigung, die ich zwischen dem Einlaufen der förmlichen Berufung und der Antwort auf diese durchmachte. Doch entschloß ich mich endlich zur Annahme des Rufes und gab am 12ten November 1836 – der Tag ist mir tief in der Erinnerung geblieben – die schriftliche Zusage. Eine merkwürdige psychologische Erfahrung machte ich bei diesem Anlasse: die unruhigen Schwankungen und die unbehaglichen Gefühle, mit denen ich mich seit längerer Zeit

herum getrieben, verschwanden mit allen Zweifeln und Mißstimmungen, wie von unsichtbarer Hand hinweggenommen, in dem Augenblicke, in welchem ich meinen Brief beendigt und gesiegelt hatte. Goethe sagt, das Buch (Werther's Leiden), welches andere zum Selbstmord getrieben habe, habe ihn vor der Verzweiflung gerettet, so rein habe sich darin sein Inneres abgelöst und herausgestellt. In einer ganz anderen Angelegenheit, aber auf ganz ähnliche, mich selbst überraschende Weise gewann ich durch diesen Schritt die Gemüthsruhe wieder, die ich so lange vermißt hatte.

Abschied von Puschlav

Bis zum folgenden September, wo meine Anwesenheit in Chur nöthig war, konnten die Vorbereitungen zur Abreise mit Muße gemacht werden. Dieß geschah auch. Meine Abschiedspredigt hielt ich über den Text Joh. 14, 17: «Meinen Frieden lasse ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.»

Wie unvollkommen meine geistliche Wirksamkeit in Puschlav gewesen sein und wieviel mir im Uebrigen in dieser Beziehung zur Last fallen mag: das wenigstens kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich diesen Wirkungskreis nicht aus den gewöhnlichen Gründen weder übernommen noch verlassen habe. Mehr als Missionair und mit Aufopfrung finanzieller Vortheile ging ich nach Puschlav und mit nicht geringen pecuniären Nachtheilen kehrte ich von da wieder an die Kantonsschule zurück.

XIV. Chur. Kantonsschule, vom September 1837 bis September 1850

Wohnung

Unsere Wohnung wurde nun im freundlichen, damals Appenzeller'schen, jetzt Janettischen Häuschen im Gäugeli[366] genommen. An den Familien Bauer und Christ in nächster Nähe sowie an der Familie Jenatsch in [dem Haus] Misolunghi[367] hatten wir freundliche Nachbarn, Platz hatten wir im Hause übrig genug, und die Lage desselben war sowie der Garten und Baumgarten sehr angenehm, und letztere boten den Kindern nicht nur einen sehr geeigneten Tummelplatz, sondern auch vorzügliches Obst von den verschiedensten Arten dar.